Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“ und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2.00 Mark, monatlich 70 Pfennig. — Postzeitungsliste Nr. 4069a, sechster Nachtrag.

Redaktion u. Geschäftsstelle: Johannisstraße Nr. 46.

Fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die viergespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 50 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 164. Mittwoch, den 17. Juli 1907. 14. Jahrg.

Hierzu eine Beilage und das wöchentliche Unterhaltungsblatt.

Vergeblicher Widerstand.

Bekanntlich hat im letzten Winter der damalige Staatssekretär im Reichsamt des Innern, Graf von Posadowsky, unter den Vorlagen, welche die Regierungen dem Reichstage bei der Wiederaufnahme seiner Verhandlungen vorlegen werden, auch solche über die Arbeitskammern und über die Sonntagsruhe genannt. Durch den letzten Entwurf sollen endlich die vielen Ausnahmen von dem Verbot der Sonntagsarbeit beseitigt und die Beschäftigung von Arbeitern an den Sonntagen nur dann zugelassen werden, wenn dies tatsächlich unumgänglich notwendig ist.

Wer aber soll entscheiden, wann eine solche Notwendigkeit vorliegt? Bisher stand die Bewilligung von Ausnahmen den Verwaltungsbehörden zu. Diese haben jedoch im weitesten Maße dem Drängen derjenigen Unternehmer nachgegeben, die von einer Rücksicht auf die Vorschriften des gesetzlichen Arbeiterschutzes nichts wissen wollen. Es hat sich also gezeigt, daß auf diesem Gebiete die Allmacht der Verwaltungsbehörden ganz und gar unangebracht ist. Daher wurde vorgeschlagen, daß die Lücke durch den angekündigten Entwurf über die Arbeitskammern ausgefüllt werde, indem die Festsetzung der Fälle, für welche in Zukunft Sonntagsarbeit gestattet sein soll, den Arbeitskammern, also der gleichmäßigen Vertretung der Arbeiter und der Unternehmer, zugewiesen werde. Ebenso könnten die Arbeitskammern bei der Durchführung des gesetzlich festgelegten, auf zehn Stunden zu verkürzenden Maximalarbeitstages für Fabrikarbeiterinnen mitwirken. Denn auch hier sind Ausnahmen vorgesehen. Die Ausnahmen könnten am besten von den Arbeitskammern grundsätzlich bestimmt und allmählich eingeschränkt werden.

Diese Vorschläge haben nun große Unruhe in den Arbeitgeberverbänden hervorgerufen. Die Herren halten es für einen weiteren Schritt auf der Bahn zum Zukunftsstaat, wenn die Arbeiter bei der Festsetzung derartiger Ausnahmen mitzusprechen haben. Die Arbeitgeberverbände erhoben gegen die Vorschläge Einspruch und haben damit offenbar Erfolg gehabt. Denn wie jetzt versichert wird, haben die Herren im Reichsamt des Innern von einer Mitwirkung der Arbeiter bei der Durchführung der Arbeiterschutz-Bestimmungen Abstand genommen.

Über die Arbeitskammern ist der Streit insoweit verfrüht, als die Einzelheiten der Regierungsvorlage noch nicht bekanntgegeben sind. Aus diesem Grunde läßt sich heute auch noch nicht übersehen, ob die Arbeitskammern, so wie sie sich die Regierungen denken, der richtige Platz für die zur Mitarbeit an der Durchführung der Arbeiterschutzgesetze bestimmten Arbeitervertreter sind. Dagegen steht es für uns fest, daß weder die Herren im Reichsamt des Innern noch die Arbeitgeberverbände die Mitarbeit der Arbeiter auf dem Gebiete des gesetzlichen Arbeiterschutzes verhindern können. Regelt die Gesetzgebung diese Mitarbeit nicht, so tun es die Arbeiter von sich aus auch fernerhin genau so wie bisher. Trotz des völligen Versagens der Gesetzgebung und trotz allen Sträubens der Unternehmer haben die Arbeiter, gestützt auf ihre Organisationen, sich einen immer größeren Einfluß auf die Regelung der Arbeitsbedingungen errungen. Und so wird es auch fernerhin geschehen. Wir brauchen nur irgend einen Jahresbericht einer Gewerkschaft in die Hand zu nehmen und finden dort die Beläge für diese Behauptung. So wird in dem letzten „Jahr- und Handbuch“ des Metallarbeiter-Verbandes darauf hingewiesen, daß der Metallindustriellen-Verband im Prinzip die Regelung der Arbeitsbedingungen von Verband zu Verband seit jeher bekämpft habe, da die Metallindustriellen „Herr im eigenen Hause“ sein und bleiben wollen. Im letzten Jahre dagegen sind trotzdem Verhandlungen von Organisation zu Organisation zwischen den Bezirksverbänden der Metallindustriellen in Württemberg, Baden und der Pfalz mit der Gauleitung des Metallarbeiter-Verbandes zu verzeichnen. In der Frage der Arbeitszeitverkürzung ferner standen die Metallindustriellen bis vor kurzem auf dem Standpunkt, daß eine Verkürzung unter zehn Stunden nicht stattfinden dürfte. Jahrelang setzte der Metallindustriellenverband den Bestrebungen der Metallarbeiter auf eine weitere Verkürzung der Arbeitszeit den hartnäckigsten Widerstand entgegen. Schließlich mußten die Metallindustriellen aber auch in dieser Frage der Forderung der Arbeiter nachgeben und sich mit der 9½stündigen Arbeitszeit einverstanden erklären. Endlich räumen die Arbeiter auch aus eigener Kraft allmählich mit der Überarbeit auf. Hierüber berichtet die Badische Gewerbeaufsichtsbehörde in Bezug auf die Pforzheimer Edelmetallindustrie: Die von den beteiligten Arbeitern durchgesetzte Bestimmung, daß die 12. und 13. Arbeitsstunde mit 50 Prozent Zuschlag bezahlt werden müssen, scheint nach den Erfahrungen des vergangenen Winters ihren Zweck, längere als elfstündige Arbeitszeiten überhaupt zu verhindern, erfüllt zu haben. Die Arbeitgeber erklärten allgemein, daß so teuer bezahlte Arbeit sich nicht lohne, und kamen — was früher für absolut unmöglich gehalten wurde! — trotz des überaus lebhaften Geschäftsganges ohne Überarbeit aus. In dem Gewerbeaufsichtsbericht über den Regierungsbezirk Kassel wird mitgeteilt, daß dort ebenfalls trotz des sehr günstigen Geschäftsganges die Sonntagsarbeit ganz bedeutend zurückgegangen ist. Das, heißt es dann in dem Bericht weiter, erklärt sich zum Teil dadurch, daß die Arbeitgeber und Gehilfen der Hanauer Bijouterie-Industrie die Vereinbarung getroffen haben, den Arbeitslohn an Sonntagen um 100 Prozent zu erhöhen.“ Und auch die Hanauer Fabrikanten haben sich bisher die ausgedehnte Sonntagsarbeit von der Verwaltungsbehörde bewilligen lassen, weil angeblich die Edelmetallindustrie als Saisonindustrie auf Sonntagsarbeit unter keinen Umständen verzichten könne.

Genauere Angaben über die Mitarbeit der Arbeiter an der Durchführung namentlich des Gesundheitsschutzes enthält der Bericht des Maler-, Lackierer-, Tüncher-, Weißbinder- und Anstreicher-Verbandes. Nach demselben ist u. a. die Lieferung von geeigneten Waschgeschirren in 33 Tarifen festgelegt, 35 Tarife sehen die Lieferung von Seife zum Händewaschen vor, die Einhaltung der zur Verhütung von Bleierkrankungen erlassenen Vorschrift ist in 7 Verträgen noch extra den Arbeitgebern zur Pflicht gemacht worden.

Von den anderen Gewerkschaften sei nur noch der Bäcker-Verband erwähnt, weil seine Arbeit im Interesse des Arbeiterschutzes durch ganz besonders ungünstige Verhältnisse erschwert wird. Der Verband hat im letzten Jahre vielfach das Kost- und Logiswesen beim Meister beseitigt, die Einhaltung der Sonntagsruhe und des gesetzlich festgelegten Maximalarbeitstages durchgesetzt und die Mißstände und Unsauberkeiten in den Werkstätten ausgerottet.

Diese Erfolge spornen selbstverständlich die Arbeiter an, ihren Kampf um bessere Arbeits- und Lebensverhältnisse mit immer stärkerem Nachdruck zu führen. Daher ist es begreiflich, daß die Gewerbe-Aufsichts-Beamten in ihren Berichten eine ganze Reihe von Fällen anführen müssen, in denen die Arbeitgeber deshalb die ihnen bewilligte Überarbeit oder Sonntagsarbeit nicht ausnutzen konnten, weil die beteiligten Arbeiter und Arbeiterinnen die Arbeit für die Zeit verweigerten. Diese Fälle werden um so häufiger werden, je mehr die Arbeiterbewegung erstarkt, und je weniger dem die Gesetzgebung bei dem Ausbau des gesetzlichen Arbeiterschutzes Rechnung trägt. Die Arbeiter lassen sich erfreulicherweise nicht mehr von der Mitarbeit an dem Arbeiterschutz ausschließen. Jeder Widerstand dagegen ist nutzlos.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Verlängerung des Dreibundes bis 1914.

Der Berichterstatter der Wiener „Neuen Freien Presse“ in Rom meldet, daß der Kündigungstermin der Bündnisse zwischen Italien einerseits und Österreich-Ungarn und Deutschland anderseits im Juni 1907, ohne Kündigung verstrichen sei und daß mithin der Dreibundvertrag bis zum Juni 1914, weitere sechs Jahre nach 1908, verlängert worden sei.

Den Herrschenden ins Stammbuch.

In einer Besprechung der von Eduard Bernstein herausgegebenen „Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung“ in der „Hilfe“ schreibt der Nationalsoziale Herr v. Gerlach u. a.:

„Bernsteins Buch ist ein Schlachtenbuch. Kampf, nichts als Kampf erfüllt es. Die herrschenden Klassen wehren sich mit all ihrer Kraft gegen die neuen Schichten, die sich mit dem Anspruch auf Gleichberechtigung anmelden. Riesig sind die Machtmittel der alten Herrenschicht. Und von diesen Machtmitteln wird rücksichtslos Gebrauch gemacht. Kaum sind die Märztage von 1848 vorüber, wo die Arbeiter als Barrikadenkämpfer dem Bürgertum lieb und wert waren, da wendet sich nicht nur die Staatsgewalt, sondern auch die Bourgeoisie gegen sie. Noch in den Revolutionsjahren galten sie als der eigentliche Feind. In den Jahren der Reaktion sind sie am meisten gedrückt. Die „neue Ära“ läßt sie kaum ein paar Monate aufatmen. Nur zu den Zeiten, wo Bismarck die Lassallianer als Sturmbock gegen den Fortschritt glaubte ausspielen zu können, wurde ihnen so etwas wie staatsbürgerliche Gleichberechtigung zuteil. Aber sowie Bismarck merkte, daß die Arbeiter sich nicht als Werkzeuge gebrauchen ließen, da war es mit dem Waffenstillstand vorbei. Die „Ära Tessendorf“ begann. Selbst beim bloßen Lesen dessen, was sich in den 70er Jahren in Berlin abgespielt hat, wallt einem das Blut auf. Wie muß denen zu Mute gewesen sein, die das Objekt dieser Verfolgung waren! An die Schilderung der Zustände im heutigen Rußland wird man gemahnt. Und immer wieder drängt sich einem die Überzeugung auf: Es ist eine verbrecherische Kinderei, den deutschen Arbeiter wie einen Revolutionär zu behandeln. Wer das geduldet hat, was damals den deutschen Arbeitern auferlegt wurde, ohne zur russischen Taktik seine Zuflucht zu nehmen, der ist ein für allemal über den Verdacht erhaben, daß er an die Gewalt appellieren wolle. Er mag sich törichterweise noch so viel mit revolutionären Redensarten „schmücken“, er ist und bleibt ein Evolutionist, ein Mensch, der ausschließlich auf die Macht der wirtschaftlichen Entwicklung und die Wirksamkeit des gesetzlichen Kampfes vertraut.“

Gerlach schildert dann die Sünden und Verbrechen, die der deutsche Liberalismus an den Arbeitern begangen hat und schreibt zum Schluß:

„Der Kampf gegen die Sozialdemokratie wurde in der Regel viel gehässiger geführt, als der gegen die Reaktion. Ja, man ging in der Abneigung gegen die Sozialdemokratie so weit, daß man selbst bedenkliche Mittel der Behörde im Interesse der „Ordnung“ guthieß.

So wurde die liberale Arbeiterschaft sozialdemokratisch und Berlin die Hochburg der Sozialdemokratie.

Bernsteins Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung ist zugleich eine Geschichte des Niedergangs des Liberalismus.“

Und im Jahre 1907 glauben liberale „Staatsmänner“ mit den abgebrauchten Mitteln der „Ära Tessendorf“ die Sozialdemokratie schädigen zu können. Die Geschichte ist die beste Lehrmeisterin. Für deutsche Minister existiert sie aber nur, um nichts aus ihr zu lernen.

Unglaubliche Naivität.

Seit den schönen Tagen der Blockgründung und seit der Aufnahme unter die Bülow-Offiziösen ist die demokratische „Frankfurter Zeitung“ zu einem Grad von Naivität gelangt, den man sonst nur bei kindisch gewordenen Greisen antrifft. Allen Ernstes behauptet das Blatt, die Reform des preußischen Dreiklassenwahlrechts komme in Fluß.

„Vor einem Jahre noch hat man glauben können, daß eine Reform des preußischen Wahlrechts auf lange Zeit hinaus unmöglich sei. Das ist vorbei, sie wird und muß kommen als eine Konsequenz der seit den letzten Reichstagswahlen im Reiche eingeschlagenen Politik.“

Andere Leute würden fragen, worin sich denn eigentlich die nach den Reichstagswahlen eingeschlagene Politik von der vorher üblichen unterscheide. Aber für echte „Demokraten“ genügt es, daß sie als Troßbuben hinter den Junkern herlaufen und die schmutzige Arbeit machen dürfen. Darin erkennen sie „liberale Politik“!

Dr. Peters sei für eine Professur für Kolonialpolitik

an der Berliner Universität bestimmt, so erklärte in einer Berliner Versammlung Gen. Eisner, der über seine persönlichen Erfahrungen im Petersprozeß sprach. Der Grund zur „Rehabilitierung“ von Peters sei darin zu suchen, daß Peters diese Professur zugedacht sei. Die „Freis. Ztg.“ bemerkt dazu: „Woher Herr Eisner seine Wissenschaft hat, ist uns unbekannt, aber es kann doch sein, daß etwas an der Sache dran ist, und darum möchten wir beizeiten auf die Ungeheuerlichkeit aufmerksam machen, die mit der Bekleidung eines Dr. Peters mit der Würde einer Professur in Berlin verbunden sein würde.“

Die französische Winzerbewegung

macht auch in Deutschland Schule. Am 20. Juli soll in Ostrich im Rheingau eine Massenversammlung der deutschen Weinbauern stattfinden. Zur Beratung stehen Vorschläge, die der Beseitigung der gegenwärtigen Notlage der Weinproduzenten dienen sollen. Wir sind neugierig, welche Maßnahmen nun die preußische Regierung gegenüber dieser Bewegung ergreifen wird.

Christliche Heugabelrevolution.

In der christlich-sozialen Wochenschrift „Der Arbeiter“, dessen Redakteur der Arbeitersekretär Rafflenbeul ist, kann man lesen:

„Wir können unsererseits nur die Regierung warnen, um keinen Preis einen anderen sozialpolitischen Kurs einzuschlagen. Die Sozialreform muß im Interesse des sozialen Friedens und der Gerechtigkeit durch- und weitergeführt werden, sonst wird unser Volk an innerer Zerklüftung und am Klassenkampf zugrunde gehen. Noch hat die christlich-nationale Arbeiterschaft volles Vertrauen zur Regierung, wenn auch die Verabschiedung des „Lokomotivführers der Sozialpolitik“ tiefschmerzlich empfunden wird. Man treibe die Arbeiter nicht zur Verzweiflung, daß sie

es nicht gerade so machen wie die Bauern in Rumänien und die Winzer in Frankreich, die sich ihre Rechte vom Himmel herunterholen."

Diese Ausführungen sind um so interessanter, als sich in derselben Nummer des christlich-sozialen Blattes ein Artikel über die Bauern-Unruhen im Auslande findet. Darin wird darauf hingewiesen, daß, wenn die Not den Unwillen des Volkes zum Überbrodeln bringt und das Sicherheitsventil der Organisation fehlt, dann Aufruhr, Putsche, Empörung mit Blutvergießen, Brand und Plünderung die Folge sind.

Daß katholische Blätter dem Heugabelkampf das Wort geredet haben, ist nichts Neues, freilich nur, wenn es sich um die Wahrung ihrer kirchlichen Interessen handelte. Die Christlich-Sozialen haben die Anwendung dieser Taktik nun auch für den sozialen Kampf in Aussicht gestellt. Freilich wird man gut tun, erst abzuwarten, ob die christlich-nationale Arbeiterschaft wirklich auch so vorgehen wird, wie hier angekündigt wurde, wenn Bülow ihren sozialpolitischen Forderungen nicht nachkommt. Jedenfalls werden die christlich-nationalen Arbeiter nach dieser Kundgebung darauf verzichten müssen, sich gegenüber der revolutionären Sozialdemokratie als die Staatserhaltenden aufzuspielen.

Konservative und Wahlkreiseinteilung.

Die „Kreuz-Zeitung" findet, daß der neue sächsische Wahlreformentwurf allzu große Ungleichheiten in der Wahlkreiseinteilung aufweise. Die Amtshauptmannschaft Chemnitz enthalte 36 480 Wahlberechtigte, die Amtshauptmannschaft Oschatz nur 9251 Wahlberechtigte. Diese Ungleichheit sei doch zu groß.

Es ist sehr seltsam, gerade in dem führenden konservativen Organ einer Klage über die Ungleichheit der Wahlkreise zu begegnen. Sind doch die Ungleichheiten bei der Reichstagswahl viel schlimmere. Da hat beispielsweise 1907 Berlin VI mit 696608 und Teltow-Beeskow mit 689444 Einwohnern nur je einen Abgeordneten wählen dürfen, während Berlin I mit 81659, die Ost-Prignitz mit 67362 Einwohnern das gleiche Wahlrecht besaßen, von den beiden Schaumburg-Lippeschen Wahlkreisen mit je 44000 Einwohnern gar nicht zu reden!

Wie kommt es, daß die „Kreuz-Zeitung", die sich über diese himmelschreiende Ungleichheit der Reichstagswahlkreise noch niemals aufgeregt hat, diese schmachvolle Rechtsverkürzung der städtischen und industriellen Wahlkreise vielmehr ganz in der Ordnung findet, sich über die Ungleichheit in Sachsen entrüstet? Weil dort nicht jeder Wahlkreis einen Vertreter entsenden soll, sondern weil nach einem von uns bereits geschilderten Proporzsystem jede Partei so viel Abgeordnete erhalten soll, als auf ihre Gesamtstimmenzahl entfallen. Die Konservativen würden deshalb auch kein Mandat weniger erhalten, als bei einer anderen Wahlkreiseinteilung, aber es wäre möglich, daß einige in den kleineren Wahlkreisen aufgestellte extreme Agrarier nicht gewählt würden. Deshalb der Jammer des Junkerorgans. Der städtischen Bevölkerung, dem Industrieproletariat, mag das bitterste Unrecht widerfahren — aber die Interessen der Brot- und Fleischwucherer sollen um jeden Preis gewahrt bleiben!

Die Konkurrenzklausel.

Bei der Beratung des neuen Handelsgesetzbuches im Reichstage vor nunmehr zehn Jahren ist die sozialdemokratische Fraktion bemüht gewesen, die Konkurrenzklausel aus demselben zu beseitigen. Leider vergeblich. Diese ungerechte, Handlungsgehilfen und Angestellte der Privatindustrie schwer schädigende Bestimmung (§§ 74 und 75) fand Aufnahme in das Gesetz. Sehr bald schon trat ihre Ungerechtigkeit und Schädlichkeit offen zu Tage, und immer mehr ist die Konkurrenzklausel-Praxis ausgeartet. In der neuesten Nummer der „Deutschen Juristen-Zeitung" ergreift Justizrat Dr. J. Schanz dazu das Wort. Er führt aus:

„Von Tag zu Tag lebhafter wird der Unmut über die Konkurrenzklausel, jene Abrede mit Angestellten, die eine Verhinderung oder wenigstens Einschränkung ihrer Konkurrenztätigkeit nach Beendigung des Dienstverhältnisses zum Gegenstand hat. Das übel ist aber auch groß genug. In vielen Fällen raubt die Klausel den Angestellten die Möglichkeit weiteren wirtschaftlichen Fortkommens. Was er gelernt hat, wird brach gelegt. In das große Heer proletarischer Existenzen wird er gedrängt. Oft genug gewährt die Klausel, eine Geißel nur für den Angestellten, keinen irgendwie entsprechenden Nutzen dem Arbeitgeber. Selbst bei kärglichem Gehalt werden hohe Vertragsstrafen auf die Verletzung der Klausel gesetzt. So wird der Betrag des doppelten Jahreseinkommens als Strafe in Verträgen großer Warenhäuser nicht nur höheren Angestellten, Einkäufern und Lagerchefs, sondern auch den geringstbezahlten Gehilfen auferlegt.

Solche Verträge namentlich haben gerechten Zorn hervorgerufen, der sich auch im Reichstage Luft machte.

Der Staatssekretär des Reichsjustizamtes erklärte dort, die bedenklichen Erscheinungen in der Anwendung der Klausel hätten Veranlassung zur Erwägung der Frage gegeben, ob nicht eine Änderung des bestehenden Rechts eintreten solle.

Was jetzt Rechtens ist, bedarf unseres Erachtens dringend und bald einer Umgestaltung. Nur zu gunsten der Handlungsgehilfen und -Lehrlinge, sowie der höheren gewerblichen Beamten, der Betriebsbeamten, Werkmeister und Techniker bestehen einige Bestimmungen, die gerade die schlimmsten Schäden abschwächen (§§ 74, 75 des Handelsgesetzbuches und 133 f. der Gewerbeordnung).

Die gewerblichen Gesellen, Gehilfen und Lehrlinge sind ohne gesetzlichen Schutz gegen die Klausel. Auf sie alle muß der Schutz ausgedehnt, alle Dienst- und Arbeitsverträge müssen umfaßt werden. Und es fragt sich, ob die Klausel für die Regel nicht ganz zu verbieten, das heißt eine derartige Abrede für nichtig zu erklären ist. Ausnahmsweise ist sie nur so weit beizubehalten, als der Verrat von Geschäfts- und Herstellungsgeheimnissen in Frage steht. Auf alle Fälle dürften, will man nicht so gründlich vorgehen, wenigstens bei den Arbeitseinkommen unter 2000 Mk. Konkurrenzklauseln und Vertragsstrafen nicht zugelassen werden."

Dr. Schanz irrt, wenn er meint, daß die Handlungsgehilfen und gewerblichen höheren Beamten durch die angezogenen Gesetzesparagraphen genügend geschützt seien. Auch sie werden von der Geißel der Konkurrenzklausel vielfach aufs schwerste betroffen. Gründliche Reform ist dringend geboten.

Rußland.

Bombenattentat. Als General Alichenow gestern morgen um 2½ Uhr in Begleitung seines Sohnes sowie der Gattin und der Tochter des Generals Gliebow von einer Festlichkeit im Regimentshause des Regiments Kaberdinsky in Alexandropol heimkehrte, wurden an der Ecke der Bebutowstraße zwei Bomben unter seinen Wagen geworfen. Durch die Explosion wurden General Alichenow und die Frau des Generals Gliebow, sowie der Kutscher getötet. Der Sohn Alichenows und die Tochter Gliebows wurden verwundet.

Holland.

Die Gemeinderats-Stichwahlen zu Amsterdam fanden am Freitag statt. Die Genossen H. H. Wollring und F. M. Wibaut wurden im 9. Wahlbezirk, wo sie mit zwei Freisinn-Demokraten in Stichwahl standen, gewählt, während Genosse J. Oudegeest im 2. Wahlkreis mit 40 Stimmen hinter dem Liberalen zurückblieb. Der Amsterdamer Gemeinderat hat jetzt 6 Sozialdemokraten. Auch zu Winschoten wurde der sozialdemokratische Stichwahlkandidat, Genosse Kenter, gewählt.

Bulgarien.

Der Mörder des Ministerpräsidenten Petkow ist gestern morgen hingerichtet worden.

Rumänien.

Das schwarze Kabinett. Zur Bekämpfung der jungen sozialdemokratischen Arbeiterbewegung Rumäniens glaubt die Regierung dieses Landes sich jedes Mittels bedienen zu dürfen und schert sich den Teufel darum, ob es mit Verfassung und Gesetzen in Einklang steht. So haben die Agrar-Unruhen der „liberalen" Regierung zum Vorwande gedient, das Briefgeheimnis allgemein unsicher zu machen und es scheint dieser Zustand zur bleibenden Staatseinrichtung erhoben werden zu sollen. Am meisten leiden darunter unsere Bukarester Genossen. Die Briefe werden mit deutlichen Spuren unbefugter Eröffnung übergeben, ganze Reihe von Korrespondenzen gehen verloren, und ebenso verschwinden die Beiträge, die unserem Organ, der „Romania Muncitoare" von ihren Mitarbeitern eingesandt werden. Dieselben Wahrnehmungen machen die Genossen an anderen Orten des Landes sowie auch Personen, die mit der sozialistischen Bewegung in gar keiner Berührung stehen. Aber der beste Beweis für die Existenz dieses Kabinetts sind die plötzlich über den einen oder den anderen Genossen hereinbrechenden Verfolgungen, polizeilichen Überwachungen und Ausweisungen. Der Sekretär der rumänischen Gewerkschaftskommission in Bukarest sah sich daher gezwungen, alle Genossen des In- und Auslandes aufzufordern, ihm nur eingeschriebene (rekommandierte) Briefe zugehen zu lassen, da selbige sonst der mit der Post alliierten Polizei zum Opfer fallen!

England.

Eine Niederlage der Schutzzöllner. Im Unterhause wurde gestern ein vom Konservativen Lyttelton beantragtes Tadelsvotum gegen die Regierung wegen ihrer Haltung in der Frage der Vorzugsbehandlung der Kolonien mit 404 gegen 111 Stimmen abgelehnt. Eine Gegenresolution wurde angenommen, die von der Regierung gutgeheißen wurde: sie erklärt, daß die dauernde Einheit des Reiches nicht gesichert werde durch das auf dem Schutzzoll beruhende System von Vorzugszöllen. — Wie vorteilhaft sticht doch dieses Verhalten der englischen Regierung gegen das der deutschen ab.

Aus Lübeck und Nachbargebieten.

Mittwoch, den 17. Juli.

An die Seeleute Deutschlands!

Nachdem die streikenden Seeleute Deutschlands im Ost- und Nordseegebiet den Streik einstweilen abgebrochen haben, scheint der Scharfmacherverband der Reeder nicht nur auf Rache gegen die bisherigen Streikenden zu sinnen, sondern er scheint auch die Reeder in einigen Häfen des Ostseegebiets zum Wortbruch zwingen zu wollen. Während des Streiks haben sich z. B. die Reeder in Flensburg und Königsberg bereit erklärt, den Seeleuten eine Heuer von 65 Mk. für Matrosen und Heizer zu zahlen, desgleichen allen Chargen einen einheitlichen Überstundenlohn von 40 Pfg. Unter dieser Voraussetzung haben sich die Streikenden auf Anraten ihrer Leitung bereit gefunden, den Streik abzubrechen. Bemerkt sei, daß die Reeder auch in diesen, wie in allen Häfen des Ost- und Nordseegebiets den Streikbrechern bedeutend höhere Heuern zahlen, wie sie von den deutschen Seeleuten gefordert werden. Jetzt, nachdem der Streik abgebrochen ist, weigern sich die Reeder in Flensburg und Königsberg, die zugebilligten 65 Mk. Heuer und 40 Pfg. Überstundenlohn zu zahlen. Sie stehen selbstverständlich unter dem terroristischen Druck der professionellen Oberscharfmacher in Hamburg. In Kiel, Danzig und Memel werden dagegen die vorerwähnten Lohnsätze auch nach dem Streik anstandslos gezahlt. Die Seeleute in Flensburg weigern sich ganz entschieden, sich dem provozierten Wortbruch der Reeder zu fügen und sind nicht gewillt, für eine Heuer von 60 Mk. anzumustern. Da die Flensburger Reeder ihren Wortbruch zur Tat machen und nur 60 Mk. Heuer zahlen wollen, ist über sämtliche Schiffe, die im Bezirk der Handelskammer zu Flensburg beheimatet sind, bis auf weiteres die Sperre verhängt. Desgleichen über die Königsberger Schiffe. Wir fordern deshalb die Seeleute Deutschlands dringend auf, sich für kein Flensburger, Schleswiger, Apenrader, Tönninger oder Rendsburger Schiff anheuern oder anmustern zu lassen. In Bremerhaven scheint der Norddeutsche Lloyd Maßregelungen der bisher streikenden Seeleute vornehmen zu wollen. Es ist deshalb dringend erforderlich, daß bis auf weiteres jeder Zuzug von Seeleuten nach Bremen oder Bremerhaven ferngehalten wird, da auch die Bremer Seeleute nur bereit sind, für einen Überstundenlohn von 40 Pfg. zu mustern, während die Reeder nur 30 Pfg. auf einer Anzahl Schiffe zahlen wollen. Die Seeleute, die während des Streiks in ihre Heimat gereist sind, oder die während des Streiks an Land in Arbeit getreten sind, fordern wir dringend auf, einstweilen noch in ihrer Heimat oder ihrer Beschäftigung am Lande verbleiben, und insbesondere die Hafenorte: Hamburg, Bremen, Bremerhaven, Flensburg und Königsberg zu meiden, um so einen übergroßen Andrang von Seeleuten in diesen Hafenorten zu verhüten. Die Hafenorte Memel, Danzig, Stettin, Rostock, Lübeck und Kiel sind frei. Die deutsche Arbeiterschaft, speziell im Binnenlande, fordern wir recht dringend auf, alles, was in ihren Kräften steht, zu tun, um den Zuzug von wirklichen Seeleuten und Arbeitern, die Lust verspüren, Seemann zu werden, nach den deutschen Hafenorten einstweilen streng fernzuhalten. Wir werden später in der Presse Aufklärung über das tiefe Elend der seemännischen Lebenslage geben.

Der Zentralvorstand
des Seemannsverbandes in Deutschland.

Städtische Arbeiter-Politik und Armenwesen. Im „Berliner Tageblatt" finden sich über diesen Gegenstand folgende Ausführungen: „Die Grundlage aller von großen Gesichtspunkten geleiteten Armenpflege ist die Vorbeugung. Das ist heute so ziemlich allgemein anerkannt und findet auch in allen größeren Städteverwaltungen Beachtung. Oder sollte diese Annahme zu optimistisch sein? Eine derartige Vorbeugung muß durch die gesamte städtische Arbeiterpolitik in weitsichtiger Weise geübt werden. Voraussetzung ist jedoch, daß man sich von manchen Vorurteilen frei macht und vor allem die kommunale Verwaltung mit einem starken sozialen Gefühl durchtränkt. Dabei sollten nicht nur die zunächst liegenden wirtschaftlichen Gesichtspunkte in das Auge gefaßt werden. Eine ideelle Beeinflussung wird von größerer Tragweite und tieferer Wirkung sein als rein wirtschaftliche Hilfe. Die Erziehung des Arbeiters zu Selbstbewußtsein und starkem Ehrgefühl ist eines der besten ideellen Mittel gegen wirtschaftlichen Verfall und Inanspruchnahme der Armenpflege. Wer der ärmeren Bevölkerung ein höheres Kulturniveau gibt, der verleiht ihr auch eine größere Kraft im Kampfe um das tägliche Brot, gegen Versuchung und Verlotterung. Die Städteverwaltungen können hier vorbildlich wirken. Sie sind dazu befugt im eigenen und allgemeinen Interesse, ja sie haben sogar, wie der Staat als Arbeitgeber, die ernste soziale Pflicht, den privaten Unternehmungen ein gutes Beispiel zu geben. Sie können das um so mehr, da sie von der allgemeinen Konkurrenz als Arbeitgeber nicht abhängen und als verminderte Armenlast wieder ernten, was sie etwa als Arbeitgeber über die Grundsätze des Privatkapitals hinaus leisteten. Die heutige Sozialpolitik stellt in dieser Beziehung an die Städteverwaltungen sehr positive Anforderungen. Vor allem sollen die Arbeitsverhältnisse in den eigenen Betrieben der Stadt musterhaft sein. Der Arbeiter soll in ihnen fühlen, daß er nicht etwa ein Spielzeug in den Händen des Werkmeisters oder überhaupt seiner Vorgesetzten ist, sondern daß er auch als Mensch geachtet und respektiert wird, sobald er seine Pflicht erfüllt. Die Löhne sollen nicht nach dem Prinzip, sie möglichst niedrig zu stellen, sondern nach vernünftigen Erwägungen darüber bemessen werden, mit welchem Betrage der Arbeiter in seinem Stande angemessenes Auskommen finden kann. Sie sollen so hoch sein, daß sie eine ehrliche und gesunde Lebensführung ermöglichen, wie das ja auch in Beziehung auf die Gehälter der städtischen Beamten als selbstverständlich betrachtet wird. Die Städteverwaltungen können aber nicht nur durch musterhafte Einrichtungen und humane Arbeiterpolitik in ihren eigenen Betrieben für die Privatindustrie vorbildlich wirken, sondern sie sind auch in der Lage, diese sehr erheblich ganz unmittelbar zu beeinflussen. Die Stadt stellt ihren Bedarf im geringsten Umfange in eigenen Betrieben her. Sie ist auf den Privatunternehmer angewiesen und für diesen ein warmumworbener Kunde. Eine sozial denkende Stadtverwaltung wird Geschäftsbeziehungen nur zu solchen Unternehmern unterhalten, die in Beziehung auf die wirtschaftliche und allgemeine Stellung ihrer Arbeiter gewisse Voraussetzungen erfüllen. Wie in den städtischen Betrieben ein dem Arbeiter erträglicher Mindestlohn und eine gesundheitlich einwandsfreie Arbeitszeit festgesetzt sein sollen, so haben die Städteverwaltungen die gleichen Ansprüche auch an ihre Lieferanten zu stellen. Keinem Unternehmer darf sich der Stadtsäckel öffnen, der nicht in Beziehung auf seine Arbeiter vernünftigen sozialen Grundsätzen huldigt. Das bedeutet allerdings für viele Städteverwaltungen einen Bruch mit den bisherigen Gepflogenheiten, die jedoch deshalb nicht gut sind, weil sie alt sind. Ausreichend bezahlte Arbeiter von Selbstbewußtsein und Ehrgefühl führen meistens ein gutes Familienleben; sie werden selten Alkoholiker, Völler, Kneipenbrüder, denen eine Bier- oder Schnapsstube die Häuslichkeit ersetzt. Wenn die Städte ihren Arbeitern eine höhere soziale Lage geben, so räumen sie ihnen also die Gefahr der Kneipe und des Alkohols aus dem Wege. Das bedeutet aber auch für das städtische Armenwesen eine Entlastung, denn jede Verringerung des Alkoholismus muß unmittelbar oder mittelbar günstig auf die städtische Armenlast zurückwirken. Jede soziale Politik erfordert Opfer; sie müssen gebracht werden an allen Gewohnheiten, Vorurteilen, Geld und Arbeitskraft. Aber man darf dabei nicht aus dem Auge verlieren, daß alle diese Opfer, wie bei der sozialen Fürsorge des Staates, auch in den Gemeinden dem allgemeinen Wohl zugute kommen. Eines soll zum Schlusse nochmals betont werden: Wer das wirtschaftliche und kulturelle Niveau des Arbeiters hebt, der gibt ihm einen starken Schutz gegen Verarmung, und das ist nach dem heutigen sozialen Empfinden eine wichtige Pflicht auch der Gemeindeverwaltungen. In den meisten Stadtverwaltungen befolgt man nicht die oben wiedergegebene Parole, sondern hält es mit der Praxis, den Brunnen zuzudecken — wenn das Kind hineingefallen ist." — In diesen Ausführungen ist manches enthalten, was auch Lübecks Senat und Bürgerschaft beherzigen könnte. Aber das wird man nicht wollen. Stellt doch beispielsweise der Vorsitzende der Baudeputation, Senator J. H. Evers, den Grundsatz auf, städtische Arbeiter müssen niedriger als diejenigen in Privatbetrieben entlohnt werden, da sie dauernde Beschäftigung haben. Ebenso zeugt es nicht von Absicht, die Lage der Arbeiter zu heben, wenn man Anträge ablehnt, die dahin zielen, der Lohndrückerei vorzubeugen und der Schmutzkonkurrenz entgegenzuwirken. An dieser Ablehnung wirkten bekanntlich auch „Liberale" mit. Was also das liberale „Berliner Tageblatt" empfiehlt, wird in der Praxis fast ausschließlich von der Sozialdemokratie vertreten.

Nach dem Staatsanwalt ruft das „unparteiische" hiesige Annonzenblatt, und zwar soll derselbe gegen angeblich kontraktbrüchige ländliche Arbeiter einschreiten. Nachdem das Einwickelpapier einen diesbezüglichen Artikel aus dem Zentralorgan der Brotwucherer zum Abdruck gebracht hat, läßt es sich aus dem Fürstentum Lübeck wie folgt schreiben: Auch im Fürstentum scheinen die Behörden bei den Nachforschungen entweder keinen großen Eifer oder großes Mißgeschick zu entwickeln. Beispielsweise sind zwei Milchmädchen nicht gefunden worden, obgleich sie längere Zeit sich in Kiel aufgehalten haben, da sie dort gesehen worden sind. Eine Anfrage bei der Staatsanwaltschaft blieb bisher ohne Antwort! Ob es an der Staatsanwaltschaft des Fürstentums oder an der Kieler Polizei liegt ist für den Erfolg oder rich-

tiger Mißerfolg gleichgültig. Jedenfalls gereicht es den Behörden nicht zur Ehre. Also etwas mehr Dampf! Die vorgesetzten Behörden dürften alle Veranlassung haben, ihre Untergebenen etwas aufzumuntern." — Also die Staatsanwaltschaft soll mehr Dampf geben, um zwei arme Milchmädchen, die wahrscheinlich die ihnen zu teil gewordene Behandlung nicht mehr ertragen konnten und davonliefen, ihrer Herrschaft zurückzubringen und sie zur Rechenschaft ziehen. Vielleicht wünscht man auch noch eine Bestrafung à la Dr. Peters. Der „Lübecker General-Anzeiger", der gelegentlich zum Quartalswechsel auch in Arbeiterfreundlichkeit macht, zeigt hier sein wahres Gesicht als Helfershelfer der volksausbeutenden Agrarier. Und trotzdem wird er von Arbeitern gehalten. Wie lange noch?!

Aus dem Senat. Senator Dr. Stooß hat den Vorsitz in der Steuerbehörde, der Friedhofsbehörde, der Vorsteherschaft der Irrenanstalt und der Vorsteherschaft des Werk- und Zuchthauses zu St. Annen wieder übernommen.

Prämiiert. Auf der am 14. und 15. d. M. in Eutin stattgefundenen Hundeausstellung, verbunden mit Polizeihundprüfung, erhielt der Polizeihund „Greif", dem hiesigen Schutzmann Kutzner gehörend, als bester Polizeihund den ersten Preis, sowie den für den besten Polizeihund ausgesetzten Ehrenpreis. Der Hund hat sich auch bereits im praktischen Dienst sehr gut bewährt und ist verschiedentlich mit gutem Erfolge bei Ermittelung von Personen verwendet worden.

Der zweite Teilbetrag der Grund- und Gebäudesteuer und der Beiträge zur Stadtwasserkunst für 1907/08 ist für die Grundstücke in den Vorstädten in der Zeit vom 16. bis 31. Juli 1907 bei Vermeidung des Zuschlags der gesetzlichen Gebühr zu entrichten.

Ein Sonderzug nach Hamburg, zu dem Fahrkarten zu ermäßigten Preisen ausgegeben werden, wird am Sonntag, den 21. Juli, 8,46 Uhr, vom hiesigen Bahnhofe abgelassen. Der Fahrpreis beträgt für Hin- und Rückfahrt 3 Mk. Rückfahrt am Lösungstage mit allen Personen- und zuschlagfreien Eilzügen, bei Benutzung von Schnellzügen tarifmäßiger Zuschlag. Fahrtunterbrechung nur auf der Rückfahrt zulässig.

Ein mißliebiger Konsul. Bürgerliche Blätter melden: Der hiesige russische Generalkonsul v. Fedotschenko hat seine Entlassung aus dem Konsulatsdienst genommen. Die Veranlassung zu diesem Schritt ist folgende: Staatsrat von Fedotschenko war seinerzeit wegen Mißhelligkeiten mit dem Bremer Senat von Bremen nach Lübeck versetzt worden. Aber auch in Lübeck stellten sich sehr bald Unstimmigkeiten zwischen Senat und Herrn v. Fedotschenko ein, die schließlich jetzt dazu geführt haben, daß ihm von hiesigen maßgebenden Seiten nahegelegt wurde, von seinem Posten zu scheiden.

Das schlechte Wetter, welches bisher in diesem Sommer geherrscht hat, hat auf die Benutzung unserer öffentlichen Badeanstalten einen sehr ungünstigen Einfluß ausgeübt. So badeten im Juni ds. Js. in der Krähenteich-Badeanstalt insgesamt 20 667 Personen gegen 29 243 Personen im gleichen Zeitraum des Vorjahres; das sind 8576 Personen weniger. In der Badeanstalt Falkendamm badeten 14 618 Personen, während im Juni 1906 22 072 Bäder verabfolgt wurden; hier beträgt die diesjährige Abnahme 7454 Personen. Im Monat Juni dieses Jahres badeten also allein in den beiden vorgenannten Badeanstalten 16 030 Personen weniger, als im gleichen Monat des Vorjahres.

ph. **Wem gehört das Fahrrad?** Bei einem in Güstrow verhafteten Arbeiter wurde ein Fahrrad, gezeichnet No. 5 — 211 634 P. Decker — Deutsch-Wartenberg-Edelweiß-Fahrradenfabrik, gefunden, über dessen rechtmäßigen Erwerb er sich nicht genügend auszuweisen vermag. Er will es hier in Lübeck für 60 Mk. gekauft haben. Den Verkäufer des Rades will er nicht kennen.

Stadthallen-Theater. Aus der Theaterkanzlei schreibt man uns: „Alt-Heidelberg", das populärste Lustspiel, gelangt am Donnerstag zur Aufführung. Die „Käte" wird von Frl. Rupprecht gespielt, die damit gewiß eine reizende Darstellung bieten wird. Am Freitag geht Millöckers immer wieder gern gehörte Operette „Der Bettelstudent" in Szene. Die Besetzung derselben ist eine vorzügliche zu nennen. Herr Brauer hat die Operette sorgfältig in Szene gesetzt und Herr Kapellmeister Moritz, welcher die Operette einstudiert, wird dieselbe auch dirigieren. Ferner ist die Operette an Kostüme neu ausgestattet und dekorativ in vielem ergänzt.

Wilhelm-Theater. Man schreibt uns: „Klein Dorrit", das entzückende Lustspiel, das bei jeder Wiederholung laute Anerkennung findet, wird morgen nochmals aufgeführt. Für Freitag ist Shakespeare's Lustspiel: „Was ihr wollt" oder „Der Dreikönigsabend" vorgesehen. „Raffles", die letzte Neuheit des Neuen Schauspielhauses zu Berlin, die seit dem 1. Juli täglich ausverkaufte Häuser erzielt, die sofort für das Wilhelmtheater erworben, geht in der nächsten Woche hier schon in Szene. Die Titelrolle spielt Herr Widmann, mit der Spielleitung ist Herr Braatz betraut.

-r. **Schwartau.** Konsumvereinsbewegung. Wie bekannt, ist seit Anfang Juli die vierte Verkaufsstelle des Konsumvereins für Lübeck und Umgegend hierorts eröffnet worden. Daß von seiten der interessierten Geschäftsleute alles getan wird, um diese Bewegung in Mißkredit zu bringen, ist ganz selbstverständlich. Bindet man doch den Konsumenten das blödsinnigste Zeug auf, so daß die Käufer Tüten im Konsumverein mitbringen müssen, es würde alles nur pfundweise verkauft usw. Das alles zieht aber nicht, denn das Geschäft am Markt Nr. 17 blüht und gedeiht zum größten Leidwesen aller Nörgler. Interessant ist nun, daß auch in Schwartau, wie an anderen Orten, der Konsumverein die Preise diktiert. Wollen doch die Mehrzahl der Geschäftsleute jetzt ihre sämtlichen Waren einen Pfennig billiger verkaufen. Ja, einige Geschäftsleute versteigen sich sogar so weit, wenn sie erst ein Preisverzeichnis vom Konsumverein haben, dann wollen sie zu denselben Preisen verkaufen. Nun uns kann das nur recht sein, kommt doch somit die Konsumvereinsbewegung auch der Allgemeinheit zu gute.

Oldesloe. Ein Bootsunglück. Der Uhlenhorster Männergesangverein von 1892 hielt zusammen mit dem Oldesloer Arbeitergesangverein „Lyra" im hiesigen Orte ein Sommervergnügen ab. Auf der Fahrt nach Oldesloe hatte der Uhlenhorster Verein erst die Kupfermühle besucht. Bei einer Bootfahrt, die von zwei Herren und einer Dame unternommen wurde, schlug das Boot um. Während ein Herr und die Dame gerettet werden konnte, fand der Dritte, ein Mitglied des ersten Tenors, den Tod in dem nassen Element.

Blankenese. Ein schrecklicher Unglücksfall ereignete sich in der Elbstraße. Der Kutscher Joh. Burmester saß auf einem mit Steinkohlen und Säcken beladenen Wagen, und zwar auf den Säcken. Er fuhr in einen Torweg hinein, ohne daran zu denken, daß der Wagen zu hoch beladen war. Der Unglückliche wurde zwischen der Decke des Torwegs und den Säcken völlig zusammengequetscht. Er hatte einen dreifachen Bruch der Wirbelsäule, entsetzliche Verletzungen am Kopf und an der Brust erlitten und wurde in hoffnungslosem Zustande ins Krankenhaus gebracht.

Kiel. Ein „außergewöhnliches" Leichenbegängnis vor Gericht. Im Dezember v. Js. wurde hier der Dreher Rathke begraben. Außer den Verwandten hatten sich etwa 500 bis 600 Genossen eingefunden, um dem Verstorbenen das letzte Geleit zu geben. Zur allgemeinen Überraschung verboten die Beamten das öffentliche Tragen der roten Schleifen der Kränze. Die Träger waren infolgedessen gezwungen, die Schleifen zusammenzulegen. Später forderte ein Polizist die Kranzträger auf, die Schleifen gänzlich abzunehmen; selbst das Zusammenlegen genügte ihm nicht. Ferner teilte er mit, daß am Grabe absolut nichts gesprochen werden solle. Dort spielte sich nun die folgende Szene ab: Nachdem der Gesangverein „Liedeslust" seine Trauerweise beendigt und ein Vertreter des Sozialdemokratischen Vereins einen Kranz mit kurzer Widmung auf das Grab niedergelegt hatte, geschah das gleiche von einem Vertreter des Metallarbeiterverbandes. Dieser hatte kaum ausgesprochen, als der eine Gendarm direkt an die Gruft herankam und die Personalien des Sprechenden verlangte. Als der Vertreter der Freien Turnerschaft anfangen wollte zu sprechen, kam der Polizist, hielt ihm den Mund zu und riß ihn direkt vom Grab herunter. Auch ein weiterer Teilnehmer am Begräbnis wurde beiseite gestoßen. Die allgemeine Erregung war begreiflicherweise unter dem Trauergeleite sehr groß und es gelang einigen kaltblütigen Parteigenossen nur mit vieler Mühe, Tätlichkeiten zu verhindern. Die Übeltäter, die am Grabe ein paar Nachrufsworte gesprochen hatten, wurden sämtlich notiert und erhielten später Strafmandate über je 20 Mk. zugestellt. Die eingelegte Berufung wurde vom Schöffengericht verworfen, da es sich um ein „außergewöhnliches Begräbnis" handelte. Zwei Verurteilte legten gegen das schöffengerichtliche Urteil Berufung beim Landgerichte ein. Dieses Gericht sprach die Angeklagten frei und legte die Kosten der Staatskasse zur Last. Ein außergewöhnliches Leichenbegängnis habe nicht stattgefunden, sei wenigstens nicht beabsichtigt gewesen. Die zahlreiche Beteiligung und das Mitführen von 6 bis 8 Fahnen mache ein Leichenbegängnis noch nicht zu einem außergewöhnlichen. Auch in dem Sprechen einer kurzen Widmung am Grabe sei keine strafbare Handlung zu erblicken. Eine Kritik der Beamten, die zweifellos ihre Befugnisse überschritten haben, ist in dem Urteil nicht enthalten. Die „Schleswig-Holsteinische Volkszeitung" bemerkt nach dieser Konstatierung: „Wir können also den Leidtragenden wie unseren Lesern nur den Rat geben: legt die Empörung, die diese Angelegenheit in euch ausgelöst hat, und der in dem Strafkammerurteil so gänzlich jede eklatante Genugtuung versagt worden, zu dem übrigen — zu dem ungeheuren Agitationsmaterial gegen die herrschenden Zustände, die uns jeder einzelne Tag und schier jede Aktion der berufenen Diener des Klassenstaates liefern." — Eine ähnliche Angelegenheit, wie sie vorstehend aus Kiel berichtet wird, hat bekanntlich auch vor einiger Zeit die hiesigen Gerichte beschäftigt. Der Schauplatz des „Staatsverbrechens" war Stockelsdorf. Auch hier erfolgte ein Freispruch des Angeklagten, jedoch hofft die Staatsanwaltschaft noch immer, daß der Missetäter vor den Augen des Oberlandesgerichts, das sie angerufen hat, keine Gnade findet. Die Pietät, wenn sie von Arbeitern geübt wird, muß bestraft werden; so will es eben die „Gerechtigkeit."

Wismar. Der Streik und die Aussperrung bei der Waggonfabrik von Crull u. Co. ist beendet worden. Die Arbeiter nahmen eine Resolution an, in der es heißt: Die Versammlung erklärt, daß sie es unter den gegebenen Umständen und der augenblicklichen Situation für das ratsamste hält, die Arbeit wieder aufzunehmen. Sie erblickt aber in der Wiederaufnahme der Arbeit keine endgültige Beilegung der Differenzen, sondern betrachtet die Zugeständnisse nur als eine vorläufige Regelung. Sie erklärt, daß sie auch fernerhin bereit ist, wenn ihr derartige Kämpfe von der Fabrikleitung wieder aufgezwungen werden, dieselben mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln nach Maßgabe der statutarischen Vorschriften durchzuführen.

Aus dem Gerichtssaal.

Gott und die Majestät beleidigt haben soll ein junger Mann in einem Dorfwirtshaus in der Oberpfalz. Das Landgericht in Regensburg verurteilte den harmlosen Gottes- und Majestätsbeleidiger zu 5 Monaten Gefängnis, um zu beweisen, daß die Bestrafungen für alberne Schwätzer eingeschränkt werden.

Ein Richter in den Fängen eines Erpressers. Die Strafkammer in Düsseldorf verurteilte den dort ansässigen praktischen Arzt Dr. Georg Weisbrod wegen Erpressungsversuchs zu einem Jahr Gefängnis und fünf Jahren Ehrverlust. Der Arzt hat eine bewegte Vergangenheit hinter sich; wegen Betrugs in Ausübung der ärztlichen Praxis ist er bereits mit drei Monaten Gefängnis bestraft worden, und in Frankfurt a. M. und in Wiesbaden war er wiederholt in Wucherprozesse mit Offizieren verwickelt. Weisbrod lernte im Mai des verflossenen Jahres durch ein Inserat den in Bialla (Ostpreußen) tätigen Amtsrichter Dr. Heymuth kennen, der eine reiche Heirat zu machen wünschte, und dem W. zu diesem Zwecke die Adresse eines in Frankfurt am Main wohnenden Rechnungsrates mitteilte. Zwischen dessen Tochter und dem Amtsrichter kam dann auch im Oktober v. J. die Heirat zu stande, worauf W. die ihm für diesen Fall von H. versprochene Provision von 10 000 Mk. verlangte. Der Amtsrichter zahlte nur 6000 Mk. W., der sich anfangs durch Quittung mit dieser Abfindung für befriedigt erklärt hatte, sprach später die Drohung aus, daß er, wenn nicht auch die letzten 4000 Mk. bezahlt würden, die Sache einem Rechtsanwalte übergeben und gleichzeitig zur Kenntnis der vorgesetzten Behörde bringen werde. Tatsächlich hat er auch in Bialla drei Rechtsanwälte gleichzeitig mit seiner Vertretung in dieser Sache beauftragt. In dem daraufhin gegen ihn wegen Erpressungsversuchs anhängig gemachten Strafverfahren stand bereits am 22. März vor der Düsseldorfer Strafkammer Termin an, der jedoch nicht stattfinden konnte, weil am frühen Morgen desselben Tages der als Zeuge geladene Dr. Heymuth sich auf dem Hauptbahnhof vor einen Schnellzug warf und sofort getötet wurde. Die Aussicht, in dieser für ihn peinlichen Angelegenheit vor Gericht als Zeuge auftreten zu müssen, hatte ihn, obwohl seine Gattin in die Affäre eingeweiht war, in den Tod getrieben.

Wie ein „Stellvertreter Gottes" seine Braut behandelte. Wegen unglaublicher Roheiten gegen seine Braut hatte sich der Vizefeldwebel Karl Schneider vom 2. Infanterie-Regiment vor dem Kriegsgericht in München zu verantworten. Schneider hatte im Jahre 1903 mit der Inhaberin eines Delikatessengeschäfts, Marie Karl, ein Verhältnis angeknüpft, dem im Laufe der Zeit zwei Kinder entsprossen. Im Jahre 1905 verlobte er sich mit der Karl. Von nun an hatte aber das Mädchen ein trübes Dasein. Schneider führte ein ausschweifendes Leben und knüpfte überall Liebesverhältnisse an, auch mit verheirateten Frauen. In zynischer Weise gab er dem verzweifelnden Mädchen von seinem Treiben Kenntnis und zwang es sogar, mit seinen neuen Geliebten zusammenzukommen. Dazu schlug er das Mädchen in unmenschlicher Weise. Vor Gericht wurden durch Zeugen haarsträubende Szenen geschildert. Die ehemalige Braut des Wüstlings saß dabei zusammengebrochen in einem Lehnstuhl, trotz ihrer jungen Jahre schon ein zu grunde gerichtetes Weib. An einem Oktobersonntag des vorigen Jahres kam Schneider in die Wohnung seiner Braut, die ihn bat, doch mit ihr spazieren zu gehen. Lachend lehnte Schneider das ab, da er bereits zwei verheirateten Frauen versprochen hätte, heute mit ihnen zusammen zu sein. Das Mädchen beschwor ihn, doch nicht zu den Frauen zu gehen, und wollte ihn in der Wohnung zurückhalten. Da faßte ihn die Wut; er packte das Mädchen an den Haaren, riß es in der Stube hin und her und schleuderte es endlich mit einem Fußtritt in eine Zimmerecke, wo es bewußtlos liegen blieb. Einige Wochen darauf besuchte die Karl ihren Bräutigam in der Kaserne. Schneider empfing sie mit den Worten: „Das ist ja schön, heute kommt auch mein anderer Schatz." Tatsächlich trat auch seine neue Geliebte bald darauf zur Tür herein. Um dieser zu zeigen, wie er mit der Karl umzugehen pflegte, packte er diese am Halse, würgte sie, bis ihr die Luft ausging, und warf sie schließlich mit einem Stoß aufs Bett, wo sie ächzend liegen blieb. Im Februar d. Js. teilte die Karl ihrem Bräutigam mit, daß sie sich zum dritten Male Mutter fühle. Aber er schlug auch jetzt noch in roher Weise auf das Mädchen ein. — Am 14. April d. Js. setzte Schneider seinen Taten die Krone auf. Die Karl hatte allmählich eingesehen, daß Schneider für sie verloren sei, und begab sich noch einmal zu ihm, um sich mit ihm auseinanderzusetzen. Als sie in das Zimmer trat, zeigte ihr Schneider eine Photographie mit den Worten: „Siehst Du, das ist meine neue Braut, die ich jetzt besuchen werde." Das gequälte Mädchen konnte sich nicht mehr halten und schlug ihn mit dem Regenschirm über den Kopf. Schneider bearbeitete darauf das Mädchen in furchtbarer Weise, indem er blindlings auf sie einschlug. Seinem Burschen gegenüber bezeichnete er das am Boden liegende blutende Mädchen als Straßendirne. In der Verhandlung machte die „Braut" ihre Aussagen mit schwacher Stimme, oft durch einen Tränenstrom unterbrochen. Schneider leugnete alles ab. Und als ihm das Mädchen in größter Erregung entgegenrief: „Schau mich an, Du Feigling, wie ich aussehe, und wie ruiniert ich bin, und leugne noch einmal, wenn Du die Stirn dazu hast," blieb Schneider trotzdem weiter bei seinem Leugnen und lachte nur zu allen Feststellungen. Das Gericht verurteilte den Angeklagten wegen Körperverletzung zu einer Gefängnisstrafe von sieben Monaten, sah aber von einer Degradation ab. Dagegen wurde Schneider sofort in Haft genommen. — Daß dem gemeinen Burschen die Tressen belassen wurden, ist auch eine der Eigentümlichkeiten der Militärjustiz, die kein gewöhnlicher Zivilist begreifen dürfte.

Nette Zustände in der „Ferienkolonie". Dem Stettiner „Volksboten" wird aus Kolberg berichtet: Zwischen den alten Mannschaften und Rekruten des 54. Infanterie-Regiments müssen unleidliche Verhältnisse herrschen. Schon zum zweiten Male seit kurzer Zeit hat sich das Kriegsgericht mit Erpressungen beschäftigen müssen. Am 19. Juni verurteilte das Kriegsgericht den Musketier Schmidt zu vier Monaten Gefängnis und Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes, und den Musketier Zehm zu einer Gefängnisstrafe von einem Monat. Die Verurteilten waren beschuldigt, Erpressungen an Rekruten verübt zu haben. Am 2. Juni sind die Musketiere Sch. und Z. auf verschiedene Stuben gegangen und haben unter Drohungen und Schlägen, Katzenbesuch in der Nacht (Schlagen mit Klopfpeitschen, während die Leute im Bett liegen) kleine Geldbeträge von den Rekruten eingefordert. Dies Manöver hat erst Schmidt allein, das zweite Mal mit Zehm zusammen ausgeübt. Sie haben 4 Mk. einbekommen, welche sie in Bier angelegt haben. In dieser Sache sind 28 Zeugen vernommen worden. Schließlich hat Schmidt noch die Spinde nach Nahrungsmitteln durchsucht. Am 10. Juli hatten sich abermals die Musketiere Otto Schmidt, Richard Kroll und Stefan Jacowiak wegen gemeinschaftlicher Körperverletzung zu verantworten. Alle drei begaben sich in einer Nacht vor Ostern mit Klopfpeitschen bewaffnet auf eine fremde Stube und hier erhielt der Rekrut Schmieden Schläge mit der Klopfpeitsche. Schmidt war der Anstifter dieser feigen Tat. Er wird zu einer Gefängnisstrafe von zwei Monaten, die beiden anderen zu einer solchen von einer Woche verurteilt. — Der Musketier Schmidt, der Hauptangeklagte in den ersten Sachen, ist sodann noch beschuldigt, am 28. Mai den Musketier Maaß mit seinem Seitengewehr mißhandelt zu haben. M. hat eine tiefe, bis auf den Knochen reichende Kopfwunde erhalten, welche in drei Wochen im Lazarett ziemlich gut geheilt ist. Der Knochen war auch verletzt. Der Angeklagte wird abermals zu einer Gefängnisstrafe von sechs Monaten verurteilt. — Da muß es doch gar sehr an der Aufsicht der Vorgesetzten fehlen, wenn solche Dinge in der Kaserne vorkommen.

Theater und Musik.

Stadthallentheater. „Orpheus in der Unterwelt", Operette in 4 Akten von Offenbach. In der letzten Zeit ist Offenbach wieder mehr in die Mode gekommen, nachdem er wenigstens von den deutschen Bühnen eine ganze Weile fast völlig verschwunden war. Allerdings ist es fast ausschließlich ein Werk des Meisters, das gegenwärtig kultiviert wird, nämlich seine prächtige Oper „Hoffmanns Erzählungen". Und doch bergen auch seine Operetten eine solche Fülle geistreicher Musik in sich, daß man nur wünschen möchte, daß sie öfter zu Gehör gebracht werden. Aber das ist nicht so leicht, denn Offenbach verlangt Sänger, die auch zu gleicher Zeit gute Schauspieler sein müssen, wenn jede Pointe zur richtigen Wirkung gelangen soll. Die gestrige Aufführung von „Orpheus in der Unterwelt", jener genialen Verspottung des griechischen Götterkults, bot viel Erfreuliches, wenn auch aus manchen Partien noch weit mehr herauszuholen gewesen wäre; so aus dem Jupiter, den Herr Bräuer ziemlich trocken gab und aus dem Hans Styx, welchen Herr Glässer nur mangelhaft verkörperte. Eine wirklich vortreffliche Leistung war die Euridice der Frau Piorkowski; die Stimme der Künstlerin klang so voll und frisch, daß es ein Genuß war, sie zu hören. Auch das Spiel war flott und sicher. Recht sympathisch sang Herr Werner den Aristeus. Der Orpheus des Herrn Heydrich, der sonst nicht übel war, hätte eine größere Dosis von Humor recht gut vertragen. Lobend erwähnt seien noch die Damen Lothar (Diana), Lembach (Venus) und Herr Demuth (Mars). Das Orchester unter der anfeuernden Leitung des Kapellmeisters Moritz wurde seiner Aufgabe bestens gerecht; stellenweise wurde nur etwas zu laut gespielt, so daß der Gesang davon erdrückt wurde. Die Regie hatte für eine angemessene Ausstattung gesorgt. Das Publikum nahm die Vorstellung sehr freundlich auf. Bei der nächsten Wiederholung dürfte wohl mit Sicherheit ein volles Haus zu erwarten sein. P. L.

Literarisches.

Der Neue Welt-Kalender. Der in seinem 32. Jahrgang vorliegende Neue Welt-Kalender für das Jahr 1908 (Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer u. Co. in Hamburg) enthält u. a.: Kalendarium. — Postwesen. — Beachtenswerte Adressen. — Statistisches. — Rückblick. — Messen und Märkte. — Im Kreislauf des Jahres. — Nahrungsmittelverfälschung und Volksernährung. Von Emanuel Wurm. — Die Saiten meiner Laute. Gedicht von Fred Meyer-Balte. — Der Norweger. Erzählung von Wilhelm Schäfer (mit Illustrationen). — Vor dem Streik. Gedicht (mit Illustration). — In einer kleinen Gemeinde. Von Dr. Albert Südekum. — Winterwanderung, Gedicht von Ernst Preczang. — Revolutionen in der Erdrinde. Von Dr. Bruno Borchardt (mit Illustrationen). — Sprüche. — Die Frau im alten Rechte. Von Alwin Adé. — Sklavenlos. Gedicht von Hans Hart. — Eine merkwürdige Sonnenfinsternis. Von Felix Linke (mit Illustrationen). — Goldene Worte. — Die Kompottschüssel. Eine Rentengeschichte von Eduard Gräf (mit Illustr.). — Zur Praxis der sozialistischen Kindererziehung. Von Heinrich Schulz. — Aus meiner Londoner Zeit. Erinnerungen von F. J. Ehrhardt (mit Portraits.) — Unser Los. Gedicht von Ludwig Jessen. — Einiges aus der Gewerbe-Hygiene. Von Dr. R. Silberstein (mit Illustrationen.) — Mein Lied. Gedicht von Karl Petersson. — Unsere Toten (mit Portraits). — Fliegende Blätter. — Ein saurer Tag. — Für unsere Rätsellöser. — Trächtigkeits- und Brütekalender. — Außerdem vier Bilder: Wasserträgerin — Am Sonntag — Verlorener Streik — Steinschieber. — Ein Vierfarbendruck auf Kunstdruckpapier: Wahldebatte im Dorfkrug. — Ein Wandkalender.

Von der Neuen Gesellschaft (Herausgeber: Dr. Heinrich Braun und Lily Braun, Verlag: Berlin NW. 6, Charitestraße 3, Verbandshaus des Deutschen Metallarbeiterverbandes. Preis für das Einzelheft 10 Pfg., Probehefte kostenfrei), ist soeben das 3. Heft 5. Band erschienen, das folgenden Inhalt hat: Wolfgang Heine: Schneckengang und Krebsgang der Strafprozeßreform. — Edmund Fischer: Die „Wahlreform" in Sachsen. — Wilhelm Kolb: Ein musterländlicher Schwabenstreich. — Gewerkschaftliche Rundschau. — P. Fechter: Der Deutsche und seine Kunst. — Heinrich Wehner: Die Unendlichkeit des Äthers. — Herman Heijermans jun.: Er will sich nicht scheiden lassen.

Handels- und Marktnachrichten.

Sternschanz-Viehmarkt
16. Juli.

Der Schweinehandel verlief sehr gut.
Zugeführt wurden 3050 Stück, davon vom Norden — Stück, vom Süden — Stück. Preis: Versandschweine schwere 60—61 Mk., leichte 61—62 Mk., Sauen 54—57 Mk. und Ferkel 58—66 Mk. pro 100 Pfund.

Frische lebende Seefische aller Art werden hier von der Hochseefischerei Geestemünde am morgigen Donnerstag von 6 Uhr ab in der Markthalle feilgeboten. Wir verweisen unsere Leser auf das diesbezügliche Inserat in heutiger Nummer unseres Blattes.

Verantwortlich für die Rubrik Lübeck und Nachbargebiete und die mit P. L. gezeichneten Artikel Paul Löwigt; für den gesamten übrigen Inhalt Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer u. Co
Sämtlich in Lübeck.

Heirats-Anzeige.
Wilhelm Hering
Emma Hering, geb. Stehle.
Hamburg-Uhlenhorst.

Mehrere Dreizimmer-Wohnungen zu vermieten
Kottwitzstraße 65, I.

Zu vermieten **ein Logis** für ein junges Mädchen oder Mann
Waisenhofstraße 19, I., I.

Zum sofortigen Antritt gesucht
ein jüngerer Kutscher.
Thüringer Wurst- u. Fleischkonservenfabrik
Aug. Scheere.
Beim Retteich 14.

Gesucht ein Mädchen
für häusliche Arbeiten und Wegebesorgen.
Bollow, Breitestraße 40.

Zu verkaufen junge Enten
Adlerstraße 35.

5 Pfg. zahle für **Hausstandslumpen,** sowie für **Eisen u. Metalle** die **höchsten Preise.** Postkarte genügt.
Karl Kleinfeld, Waisenhofstraße 25.

Carl Folkers
Möbel-Magazin
25 Marlesgrube 25.
Vollständige Wohnungseinrichtungen.
Selbstgefertigte Arbeiten.
Größte Auswahl.
Billigste Preise.
Weitgehendste Garantie.
Zimmer-Einrichtungen stets vorrätig.
Lieferung frei Haus auf eigenem Möbelwagen.
Bei Barzahlung Rabatt.
Teilzahlung gestattet.
Gebe rote Lubeca-Marken.

Die Rechte u. Pflichten des Mieters.
Von **Richard Lipinski.**
20. Auflage. Preis 20 Pfg.
Zu beziehen durch die
Buchhandlung von Friedr. Meyer & Co.
Johannisstraße 46.

Allen voran
in Preiswürdigkeit und Haltbarkeit sind die **Arbeitsgarderoben** aus Lübecks ältestem Spezialgeschäft von
Louis Levy Klingenberg 5 ::: Ecke Marlesgrube

gestr. Lederhosen	2.10	3.50	4.50	b. 7.50
braune „	2.20	3.50	4.50	„ 10
blaue Pilothosen	1.95	2.50	3.50	„ 6.50
Maurerhosen	2.50	3.75	4.50	„ 8.50
Manchesterhosen	3.50	4.50	5.75	„ 10
Zwirnhosen	1.50	2.20	3.—	„ 4.50

Spezialität: Hamburger Schnitthosen f. Maurer, Schlosser, Zimmrer

Sämtliche **Bauchweiten in Hosen** vorrätig! — Blaueinen Hosen und Jacken 1.10 bis 2.50 Mk. Blau und weiß gestreifte Kojen und lein. Hemden, Maler-Jacken und -Hosen von 1.90 Mk. an. Maler-Kittel von 2.30 Mk. an.
Rote Rabattmarken!

Achtung Maler!
General-Versammlung
am Donnerstag, 18. Juli,
abends 8½ Uhr
im Vereinshaus, Johannisstraße 46—52

Verband der Fabrik-, Land-, Hilfsarbeiter u. Arbeiterinnen Deutschl.
Zahlstelle Lübeck.

Öfftl. Versammlung
sämtlicher Fabrik-, Land-, Hilfsarbeiter und Arbeiterinnen
Lübecks und Umgegend
am Freitag, den 19. Juli 1907, abends 8½ Uhr,
im „Vereinshaus", Johannisstraße 50-52.
Referentin: Kollegin Louise Zietz-Hamburg.

Ganz besonders sind noch eingeladen die **Konserven- und Räuchereiarbeiter und Arbeiterinnen, in Seifen- und Lichtfabriken, bei Gewinnung von Sand und Kies, in Ziegeleien, Tonröhren- und Zementwaren-Fabriken, in der chemischen Industrie, künstlichen Dungstoffen-, Farben-, Firnis-, Papier- u. Pappfabriken, Kaffeebrennereien, Butter-, Käse- und Margarinefabriken, Oelmühlen, Mineralwasser- und Essigfabriken beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen.**

Um recht zahlreiches Erscheinen ersucht
Die Ortsverwaltung.

Verkauf eines Waggons frischer Seefische
am Donnerstag, den 18. Juli, von morgens 6 Uhr ab in der Markthalle.
Direkt von See soeben eingetroffen: Garantiert lebendfrisch und für jedermann spottbillig **feinster Kerlachs, Schellfisch, Kabliau, Barsch, Schollen, Heilbutt, Junge, Tarbutt.** Kochrezepte verteilen gratis. Jeder Hausfrau ist der billige Einkauf zu empfehlen. Falls dieser Versuch guten Anklang findet, wird der Verkauf jede Woche stattfinden.
Hochseefischerei Geestemünde.

St. Lorenz-Beerdigungs-Institut
von **Georg Behnck, Warendorpstr. 4.**

Uebernahme ganzer Beerdigungen.
Transport von u. n. Auswärts.
Kränze und Grabkreuze.
Größte Auswahl.
Billigste Preise.

Von der internationalen Bibliothek
erste Serie
empfehlen wir besonders:

Kautsky, Karl Marx ökonomische Lehren,	geb.	Mk.	2,50
Bebel, Ländliche Arbeiterfrage	„	„	2,50
Bebel, Charles Fourier,	„	„	2,50
Stern, Philosophie Spinoza's	„	„	1,—
Kautsky, Das Erfurter Programm,	„	„	2,50
Fr. Engels, Die Lage der arbeitenden Klassen in England,	„	„	2,—
Stepniak, Der russische Bauer,	„	„	2,50
Mehring, Die Lessing-Legende,	„	„	3,50
H. Lux, E. Cabet und der ikarische Kommunismus	„	„	2,—
Plechanow, N. G. Tschernischewsky,	„	„	3,—

Buchhandlung von Friedr. Meyer & Co.

Vereinigte Butterhändler
von Lübeck und Umgegend.
Allerfeinste Meiereibutter kostet Pfund 1,20 Mark.

Zentralverband der Zimmerer
u. verw. Berufsgen. Deutschlands.
(Zahlstelle Lübeck.)
Mitglieder-Versammlung
am Donnerstag, 18 Juli,
abends 8½ Uhr
im Vereinshaus, Johannisstrasse 50-52.
Tages-Ordnung:
1. Abrechnung vom 2. Quartal 1907.
2. Regelung des Begräbniswesens.
3. Innere Verbandsangelegenheiten.
4. Verschiedenes.

Um zahlreiches Erscheinen ersucht
Der Vorstand.

Sparklub „Alles da".
General-Versammlung
heute Mittwoch, den 17. Juli,
abends 8½ Uhr
im Polierkrug.
Der Vorstand.

Wilhelm-Theater.
Donnerstag: 53. Abonn.-Vorstellung.
Klein Dorrit.
Lustspiel in 3 Akten von Schönthan.
Anfang 8 Uhr.
Freitag: Was ihr wollt, oder: **Der Dreikönigsabend.**

Stadthallen-Theater.
Direktion: **Ludwig Piorkowski.**
Donnerstag. 8 Uhr. 33. Abonn.-Vorst.
Alt-Heidelberg.
Lustspiel in 5 Akten von Meyer-Förster.
Freitag. 8 Uhr. 34. Abonnem.-Vorstell.
Der Bettelstudent.
Operette in 4 Akten von Millöcker.
Vorverk. bei Kaibel, Borchert u. Theaterk.

Beilage zum Lübecker Volksboten.

Nr. 164. Mittwoch, den 17. Juli 1907. 14. Jahrg.

Soziales und Parteileben.

Erste Diamantarbeiter-Konferenz in Deutschland. Eine in Deutschland der Zahl nach schwach vertretene Arbeiterschaft, die seit kurzer Zeit im Deutschen Metallarbeiter-Verband organisiert ist, vorher in unbedeutenden Lokalorganisationen vereinigt war, trat am 14. Juli erstmalig mit der Kollegenschaft Deutschlands zu einer Beratung zusammen. Der Bezirksleiter Ehrler-Frankfurt a. M. eröffnete die Konferenz. Aus dem Bericht der Delegierten ist folgendes hervorzuheben: Die Arbeit ist vorwiegend Akkordarbeit. Die Akkordtarife sind äußerst verschieden, beinahe jeder Betrieb hat einen besonderen Tarif. In Hanau wurde früher immer versucht, durch Einführung von Stundenlöhnen die Lohnverhältnisse zu verschlechtern; durch einen 18wöchigen Streik, den die Lokalorganisation führte, wurde die Anerkennung des Rohtarifs durchgesetzt. Auf eigene Rechnung wird von den Unternehmern wenig produziert, meist wird auf Kommission gearbeitet. Die Unternehmer suchen die nicht besonders ungünstigen Löhne herabzudrücken, indem sie die Lehrlingszüchterei im Großen betreiben. Neben 260 organisierten Arbeitern arbeiten in Hanau 130 Lehrlinge; in Brücken (Birkenfeld) und in den Odenwaldorten sind 40 Proz., in Oberstein-Idar 50 Proz. der Beschäftigten Lehrlinge. In einigen Orten der Umgegend von Hanau gelang es der Organisation, die Lehrlingszahl so herabzusetzen, daß auf sechs Arbeiter ein Lehrling kommt. In einem Betrieb in Idar erhielt jeder Arbeiter 11—12 Lehrlinge zum Anlernen überwiesen. Schlimme Zustände haben in Idar geherrscht, wo die Arbeiter um hohe Summen Lohnes betrogen wurden, einmal wurde ein Unternehmer deshalb zu einer Strafe von 25 000 Mark verurteilt, in einem anderen Falle erzielten sechs Arbeiter durch Klage die nachträgliche Auszahlung von vorenthaltenem Lohn im Betrage von je 4—500 Mk. Die Organisationsverhältnisse stehen in Brücken am besten, dort sind alle Arbeiter im Verband; in Hanau und den Odenwaldorten (Erbach, Lauterbach, Ebersberg 2c.) gehören 95 Proz., in Oberstein-Idar jedoch nur 40,4 Proz. der beschäftigten Gehilfen der Organisation an. Die wirtschaftliche Lage der Diamantarbeiter Deutschlands behandelt Euler-Hanau in einem kurzen Referat. Er gibt einen geschichtlichen Rückblick über die Entwicklung der Industrie. Anfang der 70er Jahre wurde die erste Fabrik in Hanau gegründet. Zunächst wurden farbige Steine geschliffen unter Heranziehung von Schleifern aus Böhmen, dann erlernte der Gründer der Fabrik in Holland die Diamantschleiferei und bürgerte sie in Hanau ein. Die dann in rascher Folge sich gründenden Betriebe machten sich scharfe Konkurrenz, natürlich auf Kosten der Arbeiter, die sich deshalb in einem Lokalverein organisierten, und, als die Unternehmer gemeinschaftlich einen 40prozentigen Lohnabzug machten, einen Streik von einjähriger Dauer durchführten. Der Streik ging verloren, aber die Unternehmer hüteten sich, gewitzigt durch den entstandenen Schaden, allzu aggressiv gegen die Arbeiter vorzugehen. Anderseits haben aber auch die Arbeiter erkannt, daß eine Lokalorganisation nicht in der Lage ist, große Kämpfe mit Erfolg zu führen und sie schlossen sich deshalb einer großen Zentralorganisation an. In letzter Zeit konnte das Bestreben der Unternehmer beobachtet werden, die Industrie auf das Land zu verlegen; sie hoffen bei einer Dezentralisation der Arbeiter besser den Lohn drücken zu können. Wenn in Betracht gezogen werde, daß die Anforderungen an die Ehrlichkeit der Arbeiter sehr große sind und daß als Konkumenten die reichsten Leute in Frage kommen, so seien die Lohnverhältnisse sehr schlecht. Bei einer statistischen Aufnahme in Hanau wurde ermittelt, daß von 214 Arbeitern 13 nur einen Wochenlohn von 15 bis 20 Mk. erzielten; 46 hatten 20—30 Mk., 102 30—40 Mk., 40 40—50 Mk., 10 50—60 Mk. und 3 über 60 Mk. Wochenlohn. Die Arbeitszeit betrug 59 Stunden pro Woche. In Oberstein-Idar werden 28—30 Mk. bezahlt und in Brücken herrschen ähnliche Löhne vor, wie in Hanau. In Holland sind die Löhne bedeutend höher. Ins Auge zu fassen sei eine Vereinheitlichung aller bestehenden Tarife und eine Regelung der Lehrlingsfrage, ein internationales Vorgehen würde Erfolge zeitigen. In der anschließenden Debatte wurde als erstrebenswert die Festsetzung eines Garantielohnes bei Akkordarbeit bezeichnet, oder prozentuale Aufschläge bei schlechtem Material zu vereinbaren. Über die Organisationen der Diamantarbeiter, ihre Kämpfe und Erfolge referierte Pollack-Amsterdam. Der Referent gibt eine geschichtliche Übersicht von der Diamantenindustrie und den Organisationsbestrebungen der Arbeiter. Als die Diamantfelder Südafrikas entdeckt wurden, nahm die Industrie einen glänzenden Aufschwung. Es mangelte an Arbeitern, die Unternehmer überboten noch die höchsten Löhne, um nur Arbeiter zu erhalten. Wochenlöhne von 1200—2000 Mk. wurden erzielt. Der erklärliche Zudrang zum Gewerbe und andere Ursachen bewirkten bald einen Umschwung und die Löhne sanken so rapid, daß die früheren Wochenverdienste kaum noch im ganzen Jahre erreicht wurden. Dann setzte die Organisationsarbeit ein und nach vielen opferreichen und langwierigen Streiks gelang es, die Arbeitsbedingungen wieder zu sanieren. Jetzt ist in Holland der größte Teil der Arbeiter organisiert und die Arbeitsbedingungen und Lehrlingsverhältnisse werden von den beiderseitigen Organisationen der Unternehmer und der Arbeiter geregelt. Inzwischen hat die Diamantindustrie territorial an Ausdehnung gewonnen. In Amerika, Frankreich, der Schweiz und in Deutschland sind Diamantarbeiter tätig. Jetzt besteht die Gefahr, daß die Arbeiter im gegenseitigen Konkurrenzkampf sich die Löhne verschlechtern, aber auch, daß die Lehrlingszüchterei in den anderen Ländern das Gewerbe erschüttert. In Holland ist die Frage geregelt, ebenso wie die Löhne tariflich geregelt sind. Eine paritätische Kommission wacht und bestimmt darüber, daß der Zugang der Arbeiter nur den Abgang ersetzt. Durchschnittlich wird ein Wochenlohn von 65 Mk. erzielt. Um gleiche Verhältnisse auch in anderen Ländern zu erzielen, wurde ein Weltverband der Diamantarbeiter gegründet, dem Vereine aller Länder angehören. Die Ziele des Verbandes entsprechen den Prinzipien der deutschen Gewerkschaften. Er unterstützt Streiks, wenn die Mittel der Vereine erschöpft sind, gibt monatlich Mitteilungen über die Lage und die Arbeitsbedingungen in der Diamantindustrie aller Länder heraus und verfügt über ein Vermögen von über 1 Million Gulden (1 Gulden = 1,70 Mk.) Der Beitrag beträgt pro Jahr und Mitglied 1,60 Mk. Redner empfiehlt den Beitritt, damit es möglich werde, die Arbeitsbedingungen in Deutschland denen anderer Länder anzupassen. Ehrler-Frankfurt gibt Aufklärung darüber, wie sich der Beitritt zum Weltverband ermöglichen lasse. Einstimmig wurde beschlossen:

Die erste Konferenz der Diamantarbeiter Deutschlands verpflichtet die in der Diamantindustrie tätigen Arbeiter, als Einzelmitglieder dem Weltverband der Diamantarbeiter beizutreten.

Die Mitgliedschaft im Metallarbeiterverband ist natürlich nach wie vor erforderlich. Mit einem Hoch auf die internationale Arbeiterbewegung wurde die Konferenz geschlossen.

Die Textilarbeiteraussperrung in Landeshut ist nach einer Meldung des „Vorwärts" tatsächlich eingetreten. Die Textilfabrikanten Methner und Frahne verlangten bedingungslose Aufnahme der Arbeit. Die Streikenden lehnten das Ansinnen einmütig ab. Hierauf wurde durch Anschlag die Aussperrung sämtlicher Arbeiter für Montag bekannt gegeben. Die Betriebe stehen somit still. Der Millionär Methner läßt seine Weber exmittieren. Gegen zwölf ist die Räumungsklage eingereicht. In der Begründung heißt es da: „Klägerin besitzt mehrere Familienhäuser an der Breitenau zum Zwecke der Vermietung an ihre Arbeiter. Diese Häuser werden ausschließlich von Arbeitern der Firma bewohnt. Dies ist allgemein bekannt, und es wird bei den zu Beginn des Arbeitsverhältnisses erfolgenden Vermietungen als selbstverständlich angenommen, daß sie abgeschlossen werden für die Dauer des Arbeitsverhältnisses." Nun, es ist auch allgemein bekannt, daß beim Millionär Methner die schlechtesten Löhne bezahlt werden. Wollen die Arbeiter aber nicht mehr weiterhungern, dann ist bei Methner nicht selbstverständlich, daß die Löhne aufgebessert werden müssen, selbstverständlich ist nur, daß die Arbeiter gänzlich brotlos werden und schließlich auch noch obdachlos zum Dank für zwanzigjährige Tätigkeit.

Erhebungen über die Handwerksorganisation. Offiziös wird geschrieben: „Um zu erkennen, wie die durch die Gewerbeordnungsnovelle von 1897 geschaffene Handwerksorganisation gewirkt hat, wurde vor längerer Zeit eine umfassende Erhebung veranstaltet. Ein ausführlicher Fragebogen wurde an die Innungen, Innungsverbände, Handwerkskammern und die anderen Handwerksorgane versandt und das eingegangene, recht ausgedehnte Material dem kaiserlichen Statistischen Amte zur Bearbeitung übergeben. Die Prüfung, Sichtung und Zusammenstellung der durch die Erhebung gewonnenen Ergebnisse hat einen geraumen Zeitraum in Anspruch genommen, jetzt nähert sich aber die Arbeit ihrem Ende so, daß in nicht ferner Zeit auf einen Abschluß gerechnet werden darf. Als sicher darf man nach dem jetzigen Stande der Arbeit annehmen, daß die betreffende Denkschrift dem Reichstage in seinem nächsten Tagungsabschnitt unterbreitet werden wird." Die Arbeiter des Handwerks sind natürlich auch bei dieser Enquete wieder übergangen worden. Und doch kommt gerade ihrem Urteil eine hohe Bedeutung zu.

Im Zeichen des Klüngels. Der Arbeitgeberverband für das Maler- und Anstreichergewerbe in Rheinland und Westfalen hatte in diesem Frühjahr in fast 40 Städten eine Aussperrung der Gehilfen vorgenommen, die mit dem Abschluß eines Tarifes endete. Während der Aussperrung gebärdeten sich die Macher des Arbeitgeberverbandes so, als ob sie die ganze Welt mit ihrem Verbande einreißen könnten. Nächste Woche hält nun der Verband seinen Verbandstag ab. Sicher wird da auch wieder in den höchsten Tönen der Verband gepriesen werden. Aber es sieht damit doch recht faul aus, denn an die Mitglieder ist folgendes Rundschreiben ergangen:

Arbeitgeberverband für das
Maler- und Anstreichergewerbe
und verwandte Barmen, den 8. Juli 1907.
in Rheinland und Westfalen.

Sehr geehrter Herr Kollege!

Wir machen wiederholt darauf aufmerksam, daß es zur Erstattung eines Geschäftsberichts unbedingt notwendig ist, daß die einzelnen Ortsverbände dem Hauptvorstande die nötigen Unterlagen liefern.

Der Verbandstag findet in 14 Tagen statt und ist deshalb keine Minute mehr zu verlieren. Ebenso kann von einer Ausübung des Stimmrechts nur dann die Rede sein, wenn die fälligen Beiträge bezahlt sind.

Soll denn nun auch in unserem Verbande sich die alte traurige Wahrheit bestätigen, daß man von unseren Kollegen nur dann etwas haben kann, wenn ihnen das Messer an die Kehle gesetzt wird? Soll gleich der erste Verbandstag unter dem Zeichen des Klüngels stehen?

Wir richten deshalb zum letzten Male die dringende Bitte an Sie, die in unserem letzten Rundschreiben verlangten Unterlagen umgehend an den Hauptvorstand gelangen zu lassen, da sonst die Erstattung eines Geschäftsberichtes und eine ordnungsmäßige Beschlußfassung auf dem Verbandstage Dinge der Unmöglichkeit sind.

Mit kollegialischem Gruß
J. A.: Ernst Wenner.

Dieser Einblick in eine Unternehmerorganisation ist nicht ohne Interesse. Nicht einmal die fälligen Beiträge sind bezahlt worden und von einer ordnungsmäßigen Beschlußfassung auf dem unter dem Zeichen des Klüngels stehenden Verbandstage ist keine Rede. Trotzdem wird aber die Unternehmerpresse berichten, daß der Verbandstag ein Beweis für die große Opferwilligkeit und den Eifer der Arbeitgeber für ihre Interessen ist. Die Scharfmacher werden den faulen Zauber ihrer Organisation schon in glänzende Zustände umzuschwindeln verstehen.

Vertrauensarzt und politisches Inquisitorium. Der praktische Arzt Dr. Schellenberg, Vertrauensarzt der Postverwaltung in Wiesbaden, hat bei der letzten Reichstagsstichwahl für den sozialdemokratischen Kandidaten Lehmann gestimmt und wohl auch daraus kein Hehl gemacht. Die Oberpostdirektion zu Frankfurt, der das hinterbracht wurde, hielt es für angebracht, sich in diese politische Angelegenheit zu mischen. Sie sandte einen höheren Postbeamten zu Dr. Schellenberg, um ihn zur Rede zu stellen. Das Resultat war, so schreibt die „Frankf. Ztg.", wie vorauszusehen, ein negatives. Dr.

Das goldene Kreuz.

Roman von Karl Benzmer.

15. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Antje, meine süße Antje, Du bist's! Mir war's, als ob ich träumte!" Mit diesen Worten preßte Hindrick sein Mädchen fest an sich, so fest, daß ihr fast der Atem ausging. „Gelt, das war noch die alte derbe, unverfälschte Liebe vom Ostseestrande?"

In süßen Schauern gab sich ihm Antje hin!

Mit herzlicher Teilnahme hafteten die Blicke der Giersdorfs auf dieser lieblichen Szene, die des Glückes so viel barg. Dann traten beide dem Jüngling entgegen und tauschten mit ihm den Willkommensgruß. Schließlich zog man ihn an den opulenten Frühstückstisch. Sein gesunder Appetit schien durch die Herzensfreude verschärft zu sein; er leistete das Menschenmögliche, ungleich mehr wie damals, als sein Mütterchen nach dem trübseligen Begegnen mit seinem Liebchen im Wald von Gongitz ihm das erste Frühstück mit liebender Hand bereitet hatte.

Als sich Hindrick gesättigt, mußte er von seiner großen Fahrt erzählen. Kurz und originell entwarf er eine Skizze von seinen Erlebnissen. Alle hingen aufmerksam an seinen Lippen. —

Hätte Frau Lebermann einen einzigen Blick auf diesen Kreis glücklicher Menschen tun können! Hätte sie ihr blühendes Kind sehen können im Schmuck der vornehmen Kleidung und im Strahlenschein ihrer vollendeten Schönheit! Ihr süßes Kind, das die Verblendete einem hämischen Bauern, weil er reich war, hatte an den Hals werfen wollen, einem Taugenichts! Ihre Antje, um die ein Millionär vergebens gefreit!

34.

Wie ein Blitzstrahl fiel plötzlich in die Freude dieses sonnigen Lebens ein zweiter Donnerruf aus Gongitz hinein. Derselbe war schon begleitet von leisen Vorwürfen der Mutter, der man verraten hatte, daß der Findling nicht in der nahen Stadt sein Schifferexamen machen werde, sondern in Lübeck, wo ja auch Antje weile. Frau Lebermanns eigenhändiger Brief war im dürftigen Lapidarstil abgefaßt; kurz und bündig, und von Unmut sprudelnd, denn die Alte war fest überzeugt, daß man ihr Brillen verkaufe, worin sie sich auch nicht täuschte. Schleunige Heimkehr wurde der Tochter zur Pflicht gemacht, und feuchten Auges gab diese dem Entschlusse Ausdruck, ohne Verzug die Reise nach Gongitz antreten zu wollen.

„Natürlich muß Antje dem Befehl der Mutter Folge geben, Kinder," sprach Giesdorf ernst, „denn es gibt Pflichten, die nicht zu umgehen sind, und das sind vorwiegend die Kindespflichten. Sie aber ganz allein reisen zu lassen, scheint mir sehr bedenklich, denn ihre unwiderstehliche Anmut würde — —"

„Schweig, Du böser Schmeichler!" rief Antje verschämt errötend und legte Karl die Hand auf den Mund. „Ich habe schon größeren Gefahren ins Auge geschaut und fürchte mich nicht!"

„Ihr Hindrick Niemann aber als Beschützer mitzugeben und die beiden so allein in die Welt hinauszulassen, würde gegen die gute Sitte verstoßen," fuhr Giersdorf unbeirrt in seiner Rede fort.

„Gelt, das wäre Wasser auf Mutters Mühle," lachte Antje silberhell auf, wie würde sie schmettern!"

„Darum halte ich es für angebracht, daß meine Anna und ich die Verantwortung auf uns nehmen," hub Karl schmunzelnd wieder an. „Laßt uns also schon jetzt, acht Tage vor unserer beabsichtigten Reise zum Meeresstrand, unsere Antje nach Gongitz geleiten und Hindrick zu kurzem Besuche mitnehmen, da er doch auch das Verlangen trägt, seine Eltern zu begrüßen. Was meint Ihr zu dem Vorschlag, Kinder?"

Jubelnd wurde derselbe von Antje angenommen und Anna und Hindrick stimmten freudig bei.

„Der Hauptzweck unserer Reise ist der, endlich einmal klares Licht in das Verhältnis der Liebenden zu bringen," fuhr Giesdorf wieder fort. „Ich will Mutter Lebermann offenbaren, daß für Hindrick Niemanns Zukunft gesorgt werde, denn sie ist leider mit Blindheit geschlagen. Eignet sich denn Antje, um deren Gunst sich hier die Ersten beworben haben und die sogar einem Millionär einen Korb gegeben hat, für Gongitzer Kreise?"

Hindrick war förmlich fasziniert von dem eben Gehörten und sah mit Stolz auf seine Antje herab, die in beschämtem Erröten vor ihm stand. Beseligt von ihrer unwandelbaren Treue zog er sie feurig an seine Brust und sprach mit bebender Stimme:

„Machen Sie es, wie Sie wollen, Herr Giersdorf, ich bin Ihnen sehr dankbar, obwohl es mir wider den Strich geht, wie Sie es im Sinne haben. Aus eigener Kraft möcht' ich mir lieber mein Mädchen erringen und mir den Haushalt begründen, denn das selbst geschaffene Glück befriedigt das Menschenherz mehr. Um des Friedens willen mag es aber besser sein, wie Sie es vorhaben. Wie ich es vergelten soll, was Sie an mir tun wollen, diese Frage liegt mir wie ein Alpdruck auf der Seele," fügte er mit unendlich weicher Stimme hinzu und drückte Giersdorf herzhaft die Hand. Antje war entzückt von seiner geradsinnigen Sprache, die ihr aus der Seele gesprochen war.

„Seien Sie unbesorgt, mein Freund; Leistung und Gegenleistung werden in unserm Verhältnis genau abgewogen," erwiderte Karl und zog zufällig „ein goldenes Kreuz" an zarter Kette unter seiner Weste hervor, das er spielend um seinen Finger drehte.

35.

Förmlich verglast hingen Hindricks Augen an dem unscheinbaren Ding in Giersdorfs Hand; fahle Blässe überflog sein Gesicht, er zitterte an allen Gliedern. Auch Antje zuckte jäh zusammen; ihr Antlitz tauchte sich in Purpur. Mit fiebernder Spannung haftete ihr Auge auf dem Geliebten, der in sich einen heißen Kampf auszukämpfen schien. Ihm blutete das Herz, wenn er an die teueren Pflegeeltern dachte, aber er wurde sich bewußt, daß Schweigen ein Frevel an seinem Lebensglück sei und sprach tief bewegt:

„Ist es Gottes Wille oder ein Zufall, Herr Giersdorf, daß auch ich ein Kreuzlein auf meiner Brust trage wie das Ihrige? — Mir legte es die Pflegemutter um den Hals, als ich die Reise nach Bombay antrat mit den Worten: „Gott wolle, daß es Dir immer ein Talisman sei, der Dich vor Versuchung wahrt." Seht, hier ist es, sollte es mit Eurem Kreuz zusammenhängen?"

Hindrick zog das Amulet hervor und legte es in Giersdorfs zitternde Hand. Kaum hatte letzterer die beiden Kreuze

Schellenberg hielt es nicht für nötig, seiner Behörde über seine politische Gesinnung Rechenschaft abzulegen. Bald darauf erhielt er die Kündigung seines Vertrages mit der Postverwaltung zum 1. Oktober d. J. Auf seine Anfrage nach der Ursache wurde ihm angedeutet, daß seine Abstimmung Veranlassung dazu gewesen sei. Wie weiter berichtet wird, leitete die ärztliche Bezirksvertragskommission sofort die nötigen Schritte ein, um die Folgerungen aus diesem Vorgehen der Postbehörde zu ziehen. Verhandlungen der Postdirektion mit anderen Ärzten in Wiesbaden zwecks Übernahme der gekündigten Stellung scheiterten an dem ablehnenden Verhalten der Ärzte, die sich erfreulicherweise mit Dr. Schellenberg solidarisch erklärten. Der Leipziger Ärzteverband wird nunmehr die Stellung des Wiesbadener Postarztes sperren. Auf die weitere Entwickelung der Angelegenheit darf man wohl gespannt sein. Die deutschen Ärzte stehen hier vor der grundsätzlich hochwichtigen Frage, ob sie zugleich ihre politische Freiheit opfern wollen, wenn sie für ihre ärztlichen Dienste von Behörden sich bezahlen lassen.

Im eigenen Heim. Aus Halle a. S. berichtet man; Eine erhebende Feier wurde hier durch die Einweihung des Volksparks mit seinem Prachtbauwerk am Sonnabend begangen. Petrus, der seine Schleusen so weit wie möglich geöffnet hatte, vermochte es nicht, die Arbeiterbataillone ihrem Feste fernzuhalten. Die Weihrede hielt Genosse A. Thiele, der allen denen, die zum Zustandekommen des Werkes beigetragen haben, den Dank des Hallenser Proletariats aussprach. Der Reichstagskandidat des Kreises, Genosse Kunert, beglückwünschte die Arbeiterschaft zu dem prachtvollen Werke und gab ein Entwickelungsbild der Parteibewegung Halles. Ein vom Genossen Ernst Däumig verfaßtes allegorisches Festspiel: „Die Weihe des Hauses", Konzert und Gesangsvorträge der vereinigten Arbeitergesangvereine rundete die schöne Feier ab. Was ganz allgemein freudig überraschte und auch von Fachkennern bestätigt wird, ist, daß der große Saal eine ganz ausgezeichnete Akustik hat. Die imposante Feier wird den Tausenden, die an ihr teilnahmen, stets eine angenehme Erinnerung und ein Ansporn zur Weiterarbeit bleiben.

Lockspitzelei? Die Verurteilung der beiden Anarchisten Karfunkelstein und Weidt vor der 3. Strafkammer des Berliner Landgerichts I gibt der reaktionären Presse Veranlassung zu einer erneuten Hetze gegen die russischen Intellektuellen in Preußen-Deutschland. Allen voran natürlich die berüchtigte „Post," die nicht nur scharfe Maßregeln gegen die Anarchisten, sondern auch gegen die Sozialdemokratie fordert. Nach Meldungen der bürgerlichen Presse hat die russische Saltykow-Lesehalle in Berlin ihre Auflösung beschlossen; den gleichen Schritt hat der literarisch-wissenschaftliche Verein russischer Studenten in Berlin getan, und es heißt, daß auch die Tage der Tschechow-Lesehalle in Charlottenburg gezählt seien, da auch hier kein Mitglied mehr als Vorstand gelten will. Der Berliner Polizeipräsident hat schließlich bei dem Rektor der Universität beantragt, den Studenten den Zutritt zu den Lesehallen zu verbieten. Es scheint, man hat es hier mit einem wohlvorbereiteten Coup zu tun. Der „Vorwärts" ist der gleichen Meinung und sagt, daß hier offenbar ein grandioses Spitzelwerk geleistet worden ist. Gegen Karfunkelstein, der früher übrigens einmal unter dem Namen „Werner Daja" der sozialdemokratischen Organisation angehörte, erhebt er den Vorwurf, daß man ihn bisher wohl noch für keinen Spitzel halten könne, daß er aber jetzt geradezu verbrecherisch leichtfertig und provokatorisch gehandelt habe. Aus der Beweisführung des „Vorwärts" geht das auch mit unwiderlegbarer Gewißheit hervor: Karfunkelstein nimmt an der Gründung einer „russischen Föderation revolutionärer Anarchisten teil! mit ihm ein andrer unreifer Mensch, ein Student namens Tisch. Daß hinter ihnen eine größere Zahl Personen gestanden hätte, ist ausgeschlossen. Die ganze Föderation ist ein kindischer Plan, der, wenn er auch nur ernst gemeint war, möglichst geheim hätte gehalten werden müssen. Statt dessen publizierte ihn Karfunkelstein sofort in dem anarchistischen Blatt „Der freie Arbeiter", gab das Statut der Öffentlichkeit preis, sogar den Passus des Statuts, der den „Transport von Waffen und Explosivstoffen" zur Aufgabe der „Geschäftsstelle" macht. In klaren Worten wurde weiter verraten, daß auch deutsche Anarchisten der sogen. „Föderation" angehören, und schließlich hob der ständig polizeilich beobachtete Karfunkelstein das Manuskript des Statuts sorgfältig auf, bis es der Polizei in die Hände gefallen ist! Bei so viel — Naivität und Sorglosigkeit kann man sich allerdings des Verdachts, daß hier unsaubere Machenschaften mitgewirkt haben, nicht entschlagen.

Wieder ein Schwindel aufgedeckt. Im Mai v. Js. hatte der Redakteur Hannemann in einem Sprechsaalartikel des „Darmstädter Tägl. Anz.", eines nationalliberalen Blattes, behauptet, der Genosse Berthold, der damals noch Reichstagsabgeordneter für Darmstadt war, sei an einem Morgen nach durchzechter Nacht aus einer Wirtschaft in total betrunkenem Zustande hinausgeworfen worden. Diese Nachricht war mit allerhand Glossen versehen, die Berthold in der Öffentlichkeit verächtlich machen sollten. An der Geschichte war aber kein wahres Wort, Berthold befand sich zu dieser Zeit auf der Reise nach Berlin, um seiner Pflicht als Abgeordneter nachzukommen. Auf seinen Antrag erhob die Staatsanwaltschaft Anklage wider Hannemann und dem Redakteur des „Anzeiger". Letzterer erhielt eine Geldstrafe, Hannemann, der Urheber der lügnerischen Notiz, wurde freigesprochen. Auf die dagegen eingelegte Revision verwies das Reichsgericht die Sache zur nochmaligen Verhandlung an das Landgericht zurück. Am Sonnabend stand ein neuer Termin vor der Darmstädter Strafkammer an. Hannemann mußte sich, da seine Verurteilung diesmal zu erwarten war, zu einem Vergleich bequemen. Er erkannte in einer Erklärung an, daß die in dem Sprechsaal behaupteten Dinge auf Unwahrheit beruhen, und sprach sein Bedauern darüber aus. Er trägt sämtliche Kosten, auch die außergerichtlichen des Nebenklägers, ferner wird die Vergleichserklärung auf Kosten Hannemanns in der „Mainzer Volkszeitung" und in zwei Darmstädter Zeitungen veröffentlicht.

Aus dem russischen Parteileben. Uns ist ein Aufruf des Zentralkomitees der sozialdemokratischen Partei Rußlands zugegangen, in welchem diese Stellung nimmt zu dem „dreifachen Verbrechen" der Regierung: der Auflösung der Duma, der Verhaftung der tapfersten Abgeordneten und der Oktroyierung des neuen Wahlgesetzes. Nach einer kurzen Übersicht des Verhaltens der Volksmassen zu den Wahlen und Parteien charakterisiert das Zentralkomitee die Aufgaben, welche verschiedene Parteien sich in der Duma gestellt hatten. Die Sozialdemokratie ging in die Duma, um die Verbrechen der Regierung aufzudecken und die verräterische Politik der liberalen Bourgeoisie bloßzustellen; sie kämpfte in der Duma, um die „zerstäubten Kräfte" der revolutionären Armee zu sammeln und gegen den Zarismus in den Kampf zu führen; und endlich setzte sie es sich zur Aufgabe, die unversöhnlichen Gegensätze des Proletariats und der Bourgeoisie aufzudecken und die breiten Massen der Arbeiterklasse zum Kampf für den Sozialismus anzufeuern. Dies alles propagierte sie offen sowohl während der Wahlen, als auch in der Duma, und eine Lüge ist es, von einer „Verschwörung" der Sozialdemokratie zu reden. Die Kadettenpartei suchte auf friedlichem, legalen Wege vorzugehen, sie suchte das auszunutzen, was die Regierung selbst für zulässig hielt. Vor dem Ansturm der Regierung wich sie feige zurück, nur von einem Wunsche geleitet, die Duma, koste es, was es wolle, zu „erhalten". „Sogar den hundertsten Teil der Rechte, über die die Duma verfügte, nutzten die Kadetten nicht aus, und dies trat besonders grell hervor, als die Duma unter ihrem Einfluß das Rekrutenkontingent der Regierung bewilligte — dieselben Bajonette, auf die gestützt die Regierung jetzt die Duma sprengte. So handeln, wie die Kadetten in der Duma gehandelt haben, bedeute, die Duma zu einer unfreiwilligen Helfershelferin der Verbrechen der Zarenregierung herabzuwürdigen und sie nicht nur in eine nutzlose, sondern in eine für die Befreiung des Volkes schädliche Institution zu verwandeln. Die Sozialdemokratie tat alles, um dem vorzubeugen. Sie stand stets auf den Vorposten, wo es galt, die Regierung zu bekämpfen. Sie riß die anderen Abgeordneten der Linken mit sich mit, weckte das Bewußtsein des Volkes, vereinte es im Kampf gegen die Regierung. Eine Duma, in welcher 65 Vertreter der Arbeiterklasse und mehr als 150 Mitglieder der anderen Linksparteien saßen, konnte zu einem Werkzeug in den Händen der Regierung nicht werden, und deshalb mußte sie aufgelöst werden, deshalb mußten die Sozialdemokraten ins Gefängnis geworfen werden, deshalb mußte zur Lüge gegriffen werden, daß die Sozialdemokraten eine „Verschwörung" angezettelt hätten. Um jetzt eine gefügige Duma zu erhalten, stößt die Regierung ihr eigenes Wahlgesetz um. „Platz für die Reichen!" — das ist der geheime Sinn der Dumaauflösung und des neuen Wahlgesetzes. Die Vertreter der Bauernschaft und der Arbeiterklasse werden bestenfalls in der dritten Duma ein kleines Häuflein ausmachen. „Die Sozialdemokratie hat vor den Volksmassen immer auf die Kraft- und Machtlosigkeit der Duma hingewiesen" schließt der Aufruf. „Sie hat stets vorausgesagt, daß die Regierung die Duma sprengen würde, sobald diese sich ihr gegenüber ungefügig zeigen würde. Die Auflösung der Duma sowie das neue Wahlgesetz müssen jenen Volksschichten die Augen öffnen, welche von der Reichsduma etwas erwartet haben. Und der einzige Weg, der uns geblieben, der einzige Weg auf dem das Volk den Sieg erkämpfen kann — ist der des offenen schonungslosen Kampfes mit der bewaffneten Macht des Zarismus, der Kampf um den Übergang der Macht in die Hände des Volkes. Nur das souveräne Volk ist imstande eine unumschränkte Konstituante einzuberufen, die allein es vermag, Freiheit und Land dem Volke zu geben." Die immer frecher werdende Zarenregierung zieht, die vorübergehende Stille der Revolution und das Schweigen der Volksmassen ausnutzend, die Konzessionen eine nach der anderen zurück, welche sie vor anderthalb Jahren unter dem Drucke der Revolution zu machen sich gezwungen sah .... Die Rechte des Volkes sind angetastet .... Eine Antwort darauf ist hier notwendig."

Aus Nah und Fern.

Bergmannslos. Aus Dortmund wird gemeldet: Auf den Zechen Zollern II und Rhein-Elbe fand je ein Bergmann in der Ausübung seines Berufs den Tod.

Vergiftete Wurst. Im städtischen Krankenhause in Frankfurt a. M. sind 26 Personen an Wurstvergiftung erkrankt. Lebensgefahr soll nicht bestehen.

Zermalmt. Auf dem Hauptbahnhof in Halle wurde der Eisenbahnassistent Wiegmann von einem einfahrenden Schnellzuge zermalmt.

Ein Grundstücksspekulant darf nicht Stadtverordneter sein. Diese Lehre sollte aus einem Prozeß gezogen werden, der am vorigen Sonnabend gegen den Karlsruher „Volksfreund" bezw. gegen den Genossen Stockinger vor dem Pforzheimer Schöffengericht anhängig war. In der badischen Goldwarenstadt herrscht eine wilde Grundstücksspekulation. Mit seinen 65 000 Einwohnern hatte Pforzheim im Jahre 1906 1800 Besitzveränderungen zu verzeichnen, die Großstädte Mannheim und Karlsruhe aber nur 1200 und 800. 200—300 Neubauten werden alljährlich hergestellt. — Wie gut auf diesem Felde der Weizen der Spekulanten blüht, dafür erbrachte nun obige Verhandlung den Beweis! In dem Bericht über eine stürmische Sitzung des Bürgerausschusses war dem früheren Bäckermeister und jetzigen Grundstücksspekulanten Wagner, der im Stadtverordnetenkollegium sitzt, vorgeworfen worden, er habe ein gewisses Gelände deswegen erworben, weil in die Nähe dieses Geländes der städtische Schlachthof verlegt werde; im Kollegium werfe er sich zum Beschützer der Spekulantengruppe auf und betrachte sein Mandat unter diesem Gesichtswinkel. Nun konnte Stockinger zwar nicht beweisen, daß Wagner von der Verlegung des Schlachthofes bereits gewußt habe, als er sein Gelände erwarb, und er wurde deshalb auch mit 100 Mk. Geldstrafe belegt, aber festgestellt wurde, daß Wagner und seine Freunde alltäglich die Peripherie der Stadt durchstreifen, um auszukundschaften, wo sich neues, zu Spekulationszwecken verwendbares Gelände erschließen lasse! Die Zeugenaussagen des Pforzheimer Oberbürgermeisters und der geladenen bürgerlichen Stadtverordneten lauteten übereinstimmend: Ein Stadtverordneter darf keine Grundstücksspekulation treiben, andernfalls hat er sein Mandat niederzulegen! Da das Gericht in seiner Urteilsbegründung ausdrücklich feststellte, daß Wagner Grundstücksspekulant ist, so bleibt abzuwarten, ob er die Konsequenzen aus dem richterlichen Erkenntnis zieht.

Geprellte Patrioten. In dem Polizeibericht der Stadt Freiburg i. B. vom 13. Juli wurde bekannt gegeben: Der Vorstand des vor kurzem gegründeten Südwestafrikanischen Kriegervereins ist mit den angeblich zur Beschaffung einer Fahne in hiesiger Stadt gesammelten Beiträgen in Höhe von etwa 200 Mk. nach der Schweiz flüchtig gegangen.

Flüchtiger Erpresser. Der Teehausbesitzer August Wölfel nebst Frau und Freunden ist aus München flüchtig gegangen. Nach der Wochenschrift „Kritik" diente Wölfel perversen Neigungen eines hohen Herrn in Preußen, an dem er im Laufe der Jahre Erpressungen im Betrage von mehr als 100 000 Mk. verübte. In den letzten Tagen versuchte er abermals 100 000 Mk. zu erpressen; einem Rechtsanwalt soll Wölfel kurz vor seiner Flucht noch 20 000 Mark abgezwungen haben.

Duellexerei. In Rastatt fand nach Blättermeldungen dieser Tage zwischen den Majoren Müller und Weiß, beide vom Infanterie-Regiment 111, ein Pistolenduell statt. Beide erhielten Schußverletzungen, denen Major Müller, der wegen verletzter Familienehre gefordert hatte, am Sonntag erlegen ist.

Eifersuchtsdrama. Gestern morgen wurde im Hausflur des Gemeindehauses Paenz, wo die Schuhmacher Schmeißkeschen Eheleute wohnen, die 50jährige Ehefrau mit durchschnittener Kehle aufgefunden. Schmeißke wurde in der Umgebung verhaftet; er hat bereits ein Geständnis abgelegt. Der Grund der Mordtat soll Eifersucht sein.

Eingestürzter Turm. Aus Czernowitz wird berichtet: In Augustendorf stürzte der Turm der katholischen Kirche infolge Senkung des Fundaments ein. Aus dem Schutt ist bereits eine Leiche hervorgezogen worden; außerdem sind 8 Personen schwer und 6 leicht verletzt worden. Man befürchtet, daß das Unglück noch mehr Opfer gefordert hat.

Verhaftung einer Falschmünzerbande in Madrid. Wie gemeldet wird, wurden in der Madrider Vorstadt Chambert 17 Personen als Falschmünzer verhaftet. Sie hatten in einer Kohlenhandlung Fünfpesetasstücke so fein und gut wie echte hergestellt und täglich 300 Pesetas in den Verkehr gebracht. Ihr Treiben hat bereits seit zehn Monaten gedauert, sodaß etwa 90 000 Pesetas untergebracht wurden. Weitere Verhaftungen stehen bevor, da der Vertrieb der Münzen von zahlreichen Personen in Madrid begünstigt wurde.

Wegen einer Züchtigung in den Tod gegangen ist in Nimes die 13jährige Adelaide Souhet. Sie hatte, wie berichtet wird, zum Geburtstag von ihrer sehr wohlhabenden Mutter ein Perlenhalsband erhalten, das ihr nicht wertvoll genug erschien. Daraufhin ließ sie das Geschenk abschätzen und erfuhr, daß sein Wert tatsächlich nur gering war. Das Kind machte seiner Mutter darüber Vorstellungen. Diese züchtigte das Mädchen. Adelaide antwortete mit der Drohung, sie wolle sich umbringen. Eine Stunde später hatte sie ihren Vorsatz ausgeführt; man fand den Leichnam der Dreizehnjährigen an einem Felsen zerschellt.

Entgleister Arbeiterzug. Nach einer Meldung aus Lissabon ist ein Arbeiterzug bei Coimbra entgleist; neun Arbeiter wurden schwer verletzt.

Explosion auf einem amerikanischen Schlachtschiffe. Im Turm des amerikanischen Schlachtschiffes „Georgia" fand bei einer Schießübung in Provincetown (Massachusetts) eine Geschützexplosion statt, wobei acht Personen getötet und vierzehn zum Teil schwer verletzt wurden. Sechs der letzteren schweben in Lebensgefahr. Die Explosion soll durch Funken aus dem Schornstein entstanden sein.

---

gegeneinander gebalten, als er sie auf den Tisch legte, den Seemann feurig in seine Arme zog und ihn lange umschlungen hielt. Einen leisen Wehschrei ausstoßend, sank Antje in das Fauteuil zurück und starrte auf Hindrick, der wie traumverloren dreinschaute. Was sie seit langem befürchtet hatte, war heute zur Wahrheit geworden: Hindrick gehörte jetzt einer Schicht an, der sie fern stand. Wie würde diese Wandlung auf sein Herz wirken? Wie würde sich ihre Zukunft gestalten?

„Du bist mein seit vierundzwanzig Jahren verschollener Bruder Heinrich," sprach Karl Giersdorf liebevoll. Das Schicksal hat Dich zu unserem Retter gemacht, dann Dich über die Schwelle des Hauses geführt, dem Du entstammst, und an dessen Wohlleben teilzunehmen Du ein unabweisbares Recht hast. Alles liegt fertig, meine Bücher sind klar wie das Licht der Sonne; komm, Heinrich, laß uns Einsicht nehmen in — — — — — — — — — — — —

„Nein, Karl," unterbrach Hindrick den Bruder, „erst muß ich mich sammeln, denn mir kam die Enthüllung zu unvorbereitet. Glaube mir, Du edler Mann, es wird mir nicht leicht, das Alte mit dem Neuen zu vertauschen, es in Einklang zu bringen mit den Empfindungen meiner Seele; mich lossagen von mir liebgewordenen Sitten: von den Gewohnheiten, mit denen ich von Kind an verankert bin. Bedenke, Bruder, was in mir lebt und empfindet, hängt an der Erinnerung meines bescheidenen Daseins und muß sich verschlossen lassen mit dem Leben, in das ich eintreten soll, sonst geht es nie und nimmer. Wenn nicht, laß mich dem Neuen lieber entraten, bevor es anfängt mich zu berücken. Oder glaubst Du, Bruder, ich könnte je mich lossagen von denen, die mich halbtot im Seeschlag gefunden und an ihrem Herzen erwärmt haben? Welche Macht könnte mich von denen trennen, die um mich gedarbt, die dem Besten entsagt und die in ihrer Armut schwerere Opfer gebracht haben, als die, denen ich das Leben verdanke und die mich im üppigsten Wohlleben großgezogen haben würden, hätte nicht die tückische Welle meine echte Mutter hinabgezerrt und mich an den Strand geworfen. Deine, meine Eltern sind vom Leben geschieden, ohne daß ich sie schätzen und hochachten gelernt. Dies Glück ist mir versagt geblieben, und mein Gedächtnis reicht nicht auf die zurück, denen ich das Leben verdanke. Und doch hat sich mein Herz vollgesogen an der Mutterliebe: zum Manne hat mich die Vaterliebe gereift, und im Herzen lebendig bleibt bis zu meinem letzten Atemzuge die Kindesliebe, von der ich nimmer abkommen kann. Willst Du mir Bruder sein, ungetrennt von meinen Eltern am Strande? Wohlan, komm an mein Herz, ich bin Dein! Wenn nicht, laß mich zurück an die rauschende See, der ich angehöre mit Leib und Seele; noch hat sich in uns der Trieb der Bruderliebe nicht so festgeankert, daß uns Trennung großes Leid macht!" ....

Hindrick schwieg und wischte tief ergriffen eine Träne von der wettergebräunten Wange. Dann neigte er das Haupt auf die Brust. In seinen mannhaft schönen Zügen lag eiserne Ruhe. Wortlos hafteten die Blicke des jungen Ehepaares auf dem edlen Jüngling, aus dessen Auge der Entschluß leuchtete, nicht um die Schätze einer Welt die Heiligkeit der festgewurzelten Kindesliebe gegen die noch an losem Faden hängende Bruderliebe auszutauschen, wenn nicht eins in dem anderen voll aufging. — In süßer Wonne erschauerte Antje; alle Zweifel ihrer Liebe zerschellten an dem geraden Wort des geliebten Mannes. In ihrem Herzen war die Sonne wieder aufgegangen.

„Mit keinem einzigen Gedanken habe ich an das gedacht, was Du befürchtest, Hindrick; wie klein denkst Du von mir!" entgegnete Karl und drückte dem Bruder innig die Hand. „Ziehe, was Dein Herz liebend umfaßt, hinein in Deinen neuen Lebenskreis; Deine Pflegeeltern haben's um Dich verdient; mir sind sie willkommen. Du bist reich und kannst handeln wie Du willst, denn Du hast fortan die Macht und das Recht dazu. Und welch Glück, daß Du die Hemmungen aus Deinem Wege schleudern kannst, die seither Deinen liebsten Wunsch begrenzt haben! Oder denkst Du jetzt anders, Bruder?" fügte er weich hinzu, indem er auf Antje wies, die verschämt errötend das Auge senkte.

„Antje, mein Leben, meine Wonne! Konntest Du an mir zweifeln, Du?" schrie Hindrick laut auf und lag plötzlich zu des Mädchens Füßen.

Er barg sein Lockenhaupt in ihrem Schoß; stürmisch zog sie ihn zu sich empor. In rosigem Erglühen schmiegte sie ihr Antlitz an seine Brust und blickte vertrauend zu ihm auf; lustig lachte sie ihn mit ihren Veilchenaugen an.

„Obwohl ich es längst geahnt habe, dennoch kam es so unvermittelt über mich, Schatz," hauchte sie leise. „Wie hätte ich an Dir zweifeln können?" Sanft schob sie ihn von sich und flog in Annas Arme; dann ergriff sie Karls Rechte und drückte sie dankerfüllt ans Herz.

„Des Schicksals Wege sind unerforschlich, meine Lieben," sprach Giersdorf bewegt, „vernehmet jetzt die Geschichte der beiden „goldenen Kreuze", denen wir unser Wiederfinden verdanken. Alles liegt, von unserem edlen Vater niedergeschrieben, in meinem Schrein.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer u. Co.
Sämtlich in Lübeck.

noch an meiner Seite steht. Allein was mich wirklich bis ins Innerste vernichtet und mein Herz bluten macht, das ist, daß mein Mann so viel kleinliches durchzumachen hat, daß ihm mit so wenigem zu helfen gewesen wäre und daß er, der so vielen gern und freudig geholfen hat, hier so hilflos stand. Aber glauben Sie nicht, lieber Herr Weydemeyer, daß wir an irgend jemand Ansprüche machen. Das Einzige, was mein Mann wohl von denen verlangen konnte, die manchen Gedanken, manche Erhebung, manchen Halt an ihm hatten, war, bei seiner Revue mehr geschäftliche Energie, mehr Teilnahme zu entwickeln. Das bin ich so stolz und kühn zu behaupten. Das wenige war man ihm schuldig. Ich glaube, es war dabei niemand betrogen. Das schmerzt mich. Aber mein Mann denkt anders. Er hat noch nie, selbst in den schrecklichsten Momenten, die Sicherheit der Zukunft, selbst nicht den heitersten Humor verloren und war ganz zufrieden, wenn er mich heiter sah und unsere lieblichen Kinder um ihr liebes Mütterchen herumschmeichelten. Er weiß nicht, daß ich Ihnen, lieber Herr Wedemeyer, so weitläufig über unsere Lage geschrieben habe; machen Sie daher auch keinen Gebrauch von diesen Zeilen. Er weiß nur, daß ich Sie in seinem Namen gebeten habe, die Eintreibung und Übersendung der Gelder so viel als möglich zu beschleunigen.

Leben Sie wohl, lieber Freund! Ihrer lieben Frau sagen Sie das Herzlichste von mir, und Ihren kleinen Engel küssen Sie von einer Mutter, die manche Träne auf ihren Säuglin. fallen ließ. Unsere drei ältesten Kinder gedeihen prächtig trotz alledem und alledem. Die Mädchen sind hübsch, blühend, heiter und guter Dinge, und unser dicker Junge ist ein Ausbund von Humor und der drolligsten Einfälle voll. Der kleine Kobold singt den ganzen Tag mit ungeheurem Pathos und einer Riesenstimme, und wenn er die Worte aus Freiligraths Marseillaise: „O Juni komm' und bring' uns Taten, nach frischen Taten lechzt das Herz" mit furchtbarer Stimme erschallen läßt, dröhnt das ganze Haus. Vielleicht ist es der weltgeschichtliche Beruf dieses Monats, wie seiner beiden unglücklichen Vorgänger, den Riesenkampf zu eröffnen, bei dem wir uns alle wieder die Hände reichen werden. Leben Sie wohl!

Kleines Feuilleton.

Petersilie und Gartenschierling.

Es gibt wohl kaum einen Haushalt, in dem die Petersilie, dieses würzige Kräutlein, das man zuerst zur Zeit Karl des Großen sorgfältig anbaute, nicht Verwendung fände. Der feine Duft, das frische Grün seiner krausen Blättchen haben es dahin gebracht, daß das „Peterlein von Alexandrien" fast täglich, sei es als Würze bei der dampfenden Suppe, sei es zur Verzierung von Fisch oder Braten, im Haushalte unentbehrlich geworden ist. Das einfache, aus Hering und Kartoffeln bestehende Gericht wird besser munden, wenn der Hering mit duftender Petersilie eingefaßt auf den Tisch kommt. Wer wäre nicht ein Freund von Petersilienkartoffeln oder Petersilensauce! Man hat zwei Arten angebaut, die krausblätterige Schnittpetersilie und die Wurzelpetersilie. Von der ersteren gebraucht man die Blättchen, von der letzteren die fleischige Wurzel. Bei uns in Deutschland wendet man die Wurzel besonders maßvoll an, aber in anderen Ländern bereitet man eigene Gerichte aus der Petersilienwurzel. Im Sommer kann jede Hausfrau ihren Bedarf an Petersilie selbst ziehen. Als Einfassung von Beeten sieht sie gar hübsch aus, auch zwischen Salat kann man den feinen Samen ausstreuen. Wer aber über keinen Garten verfügt, lege sich in einem größeren Kasten sein Petersilien-Beet an. In der kommenden Jahreszeit ist an dem würzigen Kräutlein kein Mangel, aber auch im Winter läßt sich dieses Küchengewürz leicht ziehen. Man braucht nur mehrere Wurzeln in feuchten Sand zu stecken und wird nach wenigen Tagen seine Freude an dem Grünen und Sprießen haben. Für den Winter ist auch getrocknete Petersilie ein guter Ersatz. Man schneide im Sommer die Stengel, trockne sie, zerreibe sie zu Pulver und fülle dieses in Flaschen, die man gut verkorkt. Wenn man fein gewiegte Petersilie in zerlassene Butter schüttet, so erhält man Petersilienbutter, die sich, an kühlem Orte aufbewahrt, fast vierzehn Tage hält und an Suppe und Gemüse gut verwertet werden kann. Die Petersilie hat einen gefährlichen Bruder, das ist der Schierling. Er kommt in verschiedenen Arten vor. Der junge Gartenschierling, welcher besonders in Gartenerde gedeiht, kann von einem Nichtkenner gar leicht für Petersilie gehalten werden, zumal da er sich gern als Unkraut unter die gewöhnliche Petersilie zu mischen pflegt. Man nennt ihn widerlichen Geruch erkennen, den seine Blätter und Stengel ausströmen, wenn man sie zerreibt. Es gibt auch andere Kennzeichen, um sie von der Gartenpetersilie unterscheiden zu können. Unter jeder Blütendolde befinden sich drei lange, gerade herabhängende Hüllblättchen, die bei der Petersilie nur halb so lang sind, als die Stielchen der Blüte. Die Wurzel der Hundspetersilie wird nie stärker als der Stengel am unteren Ende, während die echte Petersilie eine dicke, fleischige Wurzel hat. Also Vorsicht!

Ein stählernes Straßenpflaster

wird jetzt versuchsweise in einem Teil der Rue St. Martin in Paris verlegt. Dieser Straßenbelag besteht aus Stahlplatten von 25 Zentimeter Länge, 14 Zentimeter Breite und 5 Zentimeter Dicke, die auf beiden Flächen mit mehreren Reihen senkrechter Erhöhungen besetzt sind. Diese rostartigen Platten werden wie beim Holzpflaster mit Hilfe eines Mörtels nebeneinander verfestigt und die Zwischenräume mit einem besondern Zement ausgefüllt, womit das Pflaster an den Mörtel gleichsam angeleimt wird. Auf diesem Wege erhält man eine Masse, die von dem sogenannten armierten Zement wesentlich verschieden ist, indem hier die Stahlplatte und nicht der Mörtel den Hauptwiderstand auf sich nimmt. Die Riefungen auf der Oberfläche der Platten haben einen solchen Abstand, daß der Huf eines Pferdes oder die Breite eines Rades immer wenigstens auf gleichzeitig bedeckt, sodaß ein Ausgleiten nicht zu befürchten ist, außerdem die Abnutzung eine gleichmäßige wird. Jedenfalls erhofft man von diesem eigenartigen Pflaster vor allem den Vorteil, daß es bei seiner Abnutzung nicht zur Bildung von unzähligen Löchern kommt, wie es gewöhnlich nach längerer Zeit beim Holzpflaster geschieht. Außerdem soll die Dauerhaftigkeit des Pflasters dem Asphalt bedeutend überlegen sein und auch darin den Vorzug haben, daß es weniger glatt ist. Man rechnet auf das Quadratmeter 20 Stahlplatten von etwa 2 Kilogramm Gewicht zum Preise von etwa 22 Mk. Die Dauerhaftigkeit wird vom Erfinder selbst auf wenigstens zehn Jahre angenommen.

Eine neue Erklärung für das bisher so ungünstige Sommerwetter

dieses Jahres kommt aus den Kreisen der Astronomen, die uns daran erinnern, daß der Planet Mars unserer Erde in diesen Wochen besonders nahe gekommen ist. Alle 15 Jahre ungefähr kommt dieser Nachbarplanet dem kleinen Erdenkloß, auf dem wir Sterbliche leben und leiden, um ein paar tausend Meilen näher auf den Leib. Kein Wunder daher, daß sich dieser Einfluß in mißliebigen atmosphärischen Erscheinungen geltend macht. Am 6. Juli nun sind die beiden Weltkörper „in Opposition" getreten. Auf allen Sternwarten sind jetzt Objektive und Augen in dem zur Beobachtung überaus günstigen Moment auf die seit Schipparellis Entdeckungen so interessant gewordenen Sonnentrabanten gerichtet.

Humoristisches.

Sachkundig. Richter: „Wie kamen Sie dazu, in dem Antiquitätenladen gerade den Bronzeleuchter zu stehlen?" — — Angeklagter: „Was hätten Sie denn genommen, Herr Gerichtshof?"

Furcht vor Gefühlen. Rat (zum jungen Referendar). „. . . Ausrufungszeichen sind bei der Behörde nicht angebracht; das sieht so aus, als ob wir nicht Herr unsrer Gefühle wären!"

Auch eine Kunstpflege. Gemeindeschreiber: „Vom Bezirksamt ist wieder einmal ein Fragebogen zum Ausfüllen gekommen. Da heißt's auch drin, was im vorigen Jahr zur Unterstützung der Kunst geschehen ist." — Bürgermeister: „Na, da schreiben S' halt 'nein, daß über vierz'g Wagenladungen Kunstdünger bezogen wor'n san!"

(„Fliegende Blätter.")

Ein Vorschlag zur Güte. Meyer will nach Massachusetts auswandern und bemüht sich zunächst um einen Auslandspaß. „Wohin wollen Sie auswandern?" fragte ihn der Beamte, der sein Gesuch aufnimmt. — „Nach Massachusetts!" — Der Beamte kraut sich verlegen hinter dem Ohr, da ihm die Ortographie des Namens nicht gegenwärtig ist. Endlich, nachdem er längere Zeit ratlos an seinem Federhalter gekaut, wendet er sich an Meyer mit der Frage: „Hören Sie, wollen Sie nicht lieber anderswohin auswandern?"

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer u. Co.
Sämtlich in Gibhard

Wöchentliches
Unterhaltungsblatt des Lübecker Volksboten.

Nr. 29. Mittwoch, den 17. Juli 1907.

Im Privatcomptoir.

Von E. G. Glück.

Das Warenhaus Ledoux Cie. Im Privatcomptoir des Chefs.

Der Portier (geräuschlos eintretend und eine Karte überreichend): Draußen ist eine junge Dame, die sie zu sprechen wünscht, Herr Ledoux.

Ledoux: Hübsch oder häßlich?

Der Portier (verlegen): O — nicht hübsch, nicht häßlich!

Ledoux: Schön! Ich lasse bitten! (Der Portier verschwindet.)

Die junge Dame (tritt ein und nähert sich furchtsam dem imponierenden Schreibtisch, hinter welchem Herr Ledoux, in seinen Sessel zurückgelehnt, die ihm soeben überreichte Karte mechanisch zwischen den Fingern dreht): Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, mein Herr, daß ich es gewagt habe, Sie um eine Unterredung zu bitten, obgleich ich Ihnen völlig unbekannt bin.

Ledoux (verbeugt sich liebenswürdig und weist der Besucherin mit einer graziösen Handbewegung einen Stuhl an; beiseite): Was mag sie vor. wir wollen? (Sie mit Kennerblicken musternd:) Jules hat recht; sie ist nicht hübsch, nicht häßlich.

Die junge Dame (sich setzend): Ohne Zweifel wird Ihnen mein Besuch höchst seltsam erscheinen, umsomehr als die Gefälligkeit, um welche ich Sie bitten möchte . . .

Ledoux (beiseite): Ah, Ah! Also eine Gefälligkeit! Gott, sie ist nicht übel, wenn man genauer zusieht.

Die junge Dame (immer verwirrter werdend): Es handelt sich um die Stelle in einer der Filialen, welche Sie demnächst eröffnen werden, wie man mir gesagt hat.

Ledoux: Allerdings, ich beabsichtige noch einige Filialen zu eröffnen. (Beiseite:) Sie ist sogar ganz nett. Das hübsche Oval des Gesichts, die schlanke Figur . . . Frauen mit schlanker Figur sind meine Schwärmerei . . . (Laut:) Haben Sie Zeugnisse, Empfehlungen, Kenntnisse?

Die junge Dame (ihren ganzen Mut zusammenfassend): Nicht besondere. Aber ich habe den besten Willen. (Mit einem strahlenden Lächeln:) Und man hat mir gesagt, Sie wären so gut!

Ledoux (geschmeichelt, beiseite), Wie reizend sie mich dabei angelacht hat, die kleine Hexe! (Laut:) Ich bin nicht gut, Mad — (Fragend:) Madame?

Die junge Dame: Fräulein, bitte!

Ledoux: Also Fräulein! (Er betrachtet sie mit wachsendem Wohlgefallen; beiseite: Fräulein! Ein unberührtes, jungfräuliches Herz! Ganz gewiß, sie ist einfach allerliebst! Diese großen abgrundtiefen Augen, diese drollige kleine Stumpfnase . . . (Laut:) O! Da hat man Ihnen entschieden zu viel gesagt! Ich bin nicht gut, ich bin nur gerecht. Aber zur Sache! Sind Sie mit der Buchführung vertraut?

Die junge Dame (furchtsam): Nicht sehr.

Ledoux (seinen Sessel näher heranschiebend): Das tut nichts. Und im Verkehr mit dem Publikum? Können Sie flott bedienen?

Die junge Dame (noch furchtsamer): Ich glaube, das würde ich können.

Ledoux; Wie, das wissen Sie nicht? . . . Na, das ist auch nichts. Sie haben wohl noch niemals gearbeitet?

Die junge Dame: Leider nein!

Ledoux (ihre Hand ergreifend): So so. übrigens, es sieht man sofort an Ihren Händen . . . Ihren kleinen Händen . . . (Beiseite): Sie hat eine reizende, lange, schmale Hand. Ich liebe die langen, schmalen Hände!

Die junge Dame (ihm mit dem Vertrauen der Unschuld ihre Hand überlassend): Gott, Herr Ledoux, Ihnen kann ich es ja gestehen: bis heute habe ich überhaupt noch nicht gearbeitet. Wir besitzen eine kleine Rente, welche für Mama und mich genügt. (Errötend): Aber von heute ab muß ich Geld verdienen, viel Geld verdienen, das mir ganz allein gehört. Denn zur Verwirklichung meiner Absichten . . .

Ledoux (zärtlich die Hand drückend, die er noch nicht freigegeben hat): Ja ja, ich verstehe Sie, ich verstehe Sie vollkommen! (Beiseite): Die erwachende Eitelkeit! Sie will Toiletten, Juwelen usw. haben. Und sie hat recht! Wenn man so schön ist wie sie — denn sie ist wirklich schön, dagegen ist nichts zu sagen! (Laut): Die Absichten, die Sie haben . . . . Ah! ich errate sie unschwer, diese Absichten!

Die junge Dame (erstaunt): Nicht möglich!

Ledoux (noch näher rückend): Doch! doch! Man weiß ja, welche Absichten junge Damen Ihres Alters für gewöhnlich haben. Sie sind durchaus berechtigt und ganz natürlich, wenn man so schön ist wie Sie. (Ihre Hand drückend): Denn Sie sind schön!

Die junge Dame: O! Herr Ledoux! Sie machen sich über mich lustig?

Ledoux (eifrig): Aber durchaus nicht! Nicht im mindesten!

Die junge Dame (unruhig, sich erhebend): Doch . . ich bitte um Verzeihung. Ich will Ihre kostbare Zeit nicht länger mißbrauchen.

Ledoux: Mißbrauchen? Sie mißbrauchen? (Beiseite): Wirklich, sie ist entzückend! (Er läßt sie wieder Platz nehmen.) Und die Stelle? Wir müssen doch noch von der Stelle sprechen, um die Sie mich bitten wollten?

Die junge Dame (vor Freude zitternd): Wie? Sie wollten einwilligen? Sie wären geneigt . . .? O, mein Herr, wenn Sie wüßten, wie viel Dank, welche Erkenntlichkeit . . .

Ledoux: Ja, ja. Davon werden wir später noch sprechen.

Die junge Dame: Also ich darf hoffen, daß Sie an mich denken werden, wenn Sie eine Filiale . . .

Ledoux: Filiale? Auf keinen Fall! Nein, hier im Hauptgeschäft, in meiner nächsten Nähe will ich Sie plazieren. In einer Filiale würde Ihr Gehalt nur minimal sein, und Sie sagten doch eben, Sie müßten viel Geld verdienen?

Die junge Dame (zögernd): Und . . . und auf wie viel Gehalt darf ich monatlich rechnen?

Ledoux (der seine Worte nicht mehr überlegt): Wie viel wollen Sie denn? Zweihundert Francs? Vierhundert Francs?

Die junge Dame (geblendet von dieser Perspektive): Vier — vierhundert Francs! (Sucht vergeblich nach Worten, um ihre Freude auszudrücken.) Ah, mein Herr! Mein Herr!

Ledoux (beginnt seine Batterien zu demaskieren): Werden Sie sich dafür denn auch ein bischen erkenntlich zeigen, ja?

Die junge Dame: O! Sehr, Herr Ledoux! Denken Sie doch: bei einem solchen Gehalt kann ich mich ja sofort verheiraten!

Ledoux (ernüchtert): Sich . . . sich verheiraten? Wie? Sie wollen sich verheiraten?

Die junge Dame: Natürlich! Das ist ja der Grund, warum ich Geld verdienen muß! Mein Bräutigam verdient nicht genug, daß zwei Personen davon leben können, und deshalb . .

Ledoux: Ihr Bräutigam? (Er mustert die junge Dame mit weit geringerer Begeisterung; beiseite): Ja, wo hatte ich bloß meine Augen? Sie ist nicht übel; aber genau betrachtet . . .

Die junge Dame (schwärmerisch): Ja, mein Bräutigam! Ein braver Junge, der mich liebt und den ich anbete! Wie wird er sich freuen, wenn ich ihm dieses unerwartete Glück mitteilen werde!

Ledoux (dessen Ernüchterung rapide Fortschritte macht, beiseite): Wenn ich sagte: nicht übel, so entspricht das durchaus nicht der Wahrheit, sie ist nicht hübsch, nicht häßlich!

Die junge Dame (emphatisch): Unser ganzes Leben lang werden wir Ihnen dankbar sein, Herr Ledoux, mein Paul und ich!

Ledoux (beiseite): Gott, was für ein dummes Lächeln sie hat! (Laut): Leider muß ich Ihnen gestehen, mein Fräulein, daß die Stelle, die ich für Sie im Auge hatte, ich meine die Stelle hier im Hauptgeschäft, momentan nicht vakant ist.

Die junge Dame (aus allen Himmeln gerissen): O, aber wann wird sie vakant?

Ledoux (beiseite): Wirklich, wo hatte ich bloß meine Augen? Sie ist ja häßlich, einfach häßlich! (Laut): Ich weiß nicht. Sie müssen wieder vorsprechen. Man wird Sie benachrichtigen.

Die junge Dame (beginnt zu weinen): O, mein Herr . . . das . . . das ist nicht schön . . . nein . . . das ist nicht schön von Ihnen. Zuerst machen Sie mir so große Hoffnungen und dann . . . und dann (sie schluchzt).

Ledoux (ärgerlich): Mein Fräulein! Aber ich bitte Sie! (Beiseite): Tränen! Das hat gerade noch gefehlt! Jetzt sieht sie aus wie ein altes Weib! (Laut): Ich bitte um Entschuldigung, aber eine dringende Arbeit . . .

Die junge Dame (ihre Augen trocknend): So geben Sie mir wenigstens den Trost, Herr Ledoux, daß Sie an mich denken werden, wenn Sie eine neue Filiale eröffnen! (Bewegt): Sie wissen doch, von welcher Wichtigkeit die Sache für mich ist?

Ledoux: Ja ja, ich weiß! Ihre Heirat! (Sie mitleidig betrachtend, beiseite): Muß ihr Zukünftiger aber einen Geschmack haben, wenn er sich in solch eine Bohnenstange verliebt! (Laut, sie zur Tür drängend): Ich werde an Sie denken . . .

Die junge Dame (schluchzend beim Hinausgehen): Auf Wiedersehen, mein Herr!

Ledoux (kurz): Adieu, mein Fräulein!

Die Tür schließt sich hinter ihr. Herr Ledoux klingelt heftig.

Der Portier (hereinstürzend); Herr Ledoux?

Ledoux: Jules, mein Lieber, Sie werden altersschwach! Wenn Sie sich in Zukunft noch einmal unterstehen, von einer Dame zu behaupten, sie sei nicht hübsch, nicht häßlich, während sie in Wahrheit ein ausgewachsenes Monstrum ist, dann sollen Sie mal was erleben! . . .

Neues vom Hitzschlag.

Bis vor kurzem wurde der Hitzschlag stets als eine Krankheitserscheinung aufgefaßt, die durch Wärmestauung zustande kommen sollte. Wenn wir ihm auch vorzugsweise in den tropischen und subtropischen Ländern begegnen, so sind doch ebenfalls in gemäßigten Klimaten und in Mitteleuropa in heißen Sommern Fälle von Hitzschlag nicht selten, namentlich bei militärischen Märschen und bei Feldarbeitern. Indes wollen wir hier gleich darauf aufmerksam machen, daß es auch bei anderen Gelegenheiten, bei Touristen und solchen Leuten, die Wärmestrahlungen in ihrem Beruf ausgesetzt sind, Erscheinungen gibt, die man noch nicht zum Hitzschlag rechnet, die aber doch, wie aus verschiedenen unbehaglichen Zuständen wie Kopfschmerz, Beklemmungsgefühl und Trockenheit im Halse usw. hervorgeht, schon als Vorboten anzusehen sind. Dahin gehören auch die „Schlappen" bei den militärischen Märschen, Zustände, auf die wir noch zurückkommen. Verschiedene Umstände wirken auch nach der früheren Ansicht günstig auf das Zustandekommen des Hitzschlages ein. Neben ruhiger und mit Feuchtigkeit nahezu gesättigter Luft, schuldigt man angestrengte Muskelbewegung in dieser Beziehung an, ferner reichliche Nahrung, die eine erhöhte Wärmeproduktion mit sich bringt, dann ungenügendes Getränk, weiter Alkoholika und eng anliegende Kleidung. Aber auch die Gefahren von dem Hitzschlag ähnlichen Erscheinungen bei Tunnelarbeitern infolge einer hochgradigen Behinderung der Wärmeausgabe sind nicht unbekannt.

Die erwähnte alte Ansicht vom Hitzschlag als Wärmestauung und in Verbindung damit das Vorbeugungsmittel, eine erhöhte Wärmeabgabe des Körpers zu erreichen, eine Ansicht, unter der man sich eigentlich nicht viel vorstellen konnte, ist jetzt von Dr. Senftleben („Berliner Klinische Wochenschrift") durch eine neue ersetzt worden, die uns weit mehr einleuchtet.

Dieser Breslauer Arzt hat bei einer ganzen Reihe von Soldaten, die am Hitzschlag erkrankten, Prüfungen des Blutes auf Veränderungen der roten Blutkörperchen vorgenommen und gefunden, daß bei sehr vielen unter ihnen das Hämoglobin, der Blutfarbstoff, ganz oder teilweise verloren gegangen und an das Blutserum abgegeben war; nur die Kerne waren noch übrig geblieben. Aus dieser Erscheinung sowie daraus, daß junge, kräftige und gesunde Leute im Laufe von wenigen Stunden dem Tode entgegengingen, schließt Senftleben, daß es sich beim Hitzschlag um eine Vergiftung handeln muß; denn nur Gifte sind imstande, einen gesunden und kräftigen Menschen in so kurzer Zeit zu töten. Schon andere Autoren haben festgestellt, daß das im gelösten Zustand im Blute kreisende Hämoglobin das mächtigste Mittel zur Herbeiführung eines explosionsartigen, mit der Entwickelung hoher Bluttemperatur verbundenen Zerfalls weißer Blutkörperchen und infolgedessen einer hochgradigen Anhäufung des Fibrinferments, wodurch die Blutgerinnung herbeigeführt wird, im zirkulierenden Blute ist. Je nach der Menge des zur Wirkung gelangenden Hämoglobins kommt es in den leichtesten Fällen nur zur Erhöhung der Körpertemperatur, in den mittleren Fällen treten Atemnot, Erbrechen, Durchfall, Blutharnen hinzu, während die schwersten Fälle durch ausgedehnte, während des Lebens zustande kommende Gerinnungen in den größeren Gefäßen oder in den feinsten Ästchen der Lungen zum Tode führen. Als Wege für die Ausscheidung des Hämoglobins kommen hauptsächlich die Leber und die Milz in Betracht, wie sich an der Farbe des Stuhlganges zeigt. Durch die Gerinnung gelangt immer weniger Blut durch die Lungen in das linke Herz, das gesamte arterielle Gefäßsystem (Schlagadersystem) wird immer leerer, und schließlich stellen sämtliche Organe, in erster Linie das Gehirn, infolge ungenügender Blutversorgung ihre Tätigkeit ein. Der Tod tritt unter heftigen Krämpfen ein, und zwar nicht sowohl durch Herz- als vielmehr durch Gehirnlähmung. Natürlich kann das Leichenblut nicht mehr gerinnen, weil das dazu erforderliche Fibrinferment schon während des Lebens verbraucht ist und nach dem Tode fehlt.

Von Wichtigkeit ist noch die Feststellung der Ursache, wodurch das Auftreten des Hämoglobins in dem Blute und der Zerfall der roten Blutkörperchen erfolgen. Von Maas ist klargelegt, daß, wenn man Tieren in verschiedener Weise schnell größere Mengen von Wasser entzog, es ausnahmslos zu einem ergiebenen Austritt von Hämoglobin aus den roten Blutkörperchen und zum Übertritt desselben in das zirkulierende Blutserum kam. Wenn wir nun sehen, daß beim Hitzschlag eine ganz außerordentliche, mehrere Liter betragende Wasserabgabe durch Schweiß und durch Verdunstung von der Lunge die unerläßlichen Vorbedingungen für das Zustandekommen der Erkrankungen ist, so kann man sich wohl denken, daß der enorme Wasserverlust bei maschierenden Soldaten durch Wassertrinken nicht rechtzeitig ergänzt werden kann, und damit haben wir dann eine Erklärung für den Hämoglobinaustritt mit allen den von uns geschilderten Schäden.

Alle die klinischen Symptome, die Senftleben angeführt hat, lassen sich mit der von ihm vertretenen Theorie voll und ganz in Einklang bringen, namentlich die Bewußtlosigkeit und die Krämpfe. Die Schweißbildung und Urinabsonderung erklären sich damit, daß das Blut in den Venen (Saugadern) zurückgehalten wird, die Arterien (Schlagadern) desto leerer werden und damit desto schlechter die Blutversorgung des Gehirns und der übrigen Organe stattfindet, wodurch die jene Erscheinungen hervorrufende hochgradige Blutleere des Gehirns und Rückenmarks entsteht. Aus der erwähnten Blutstauung in den Venen erklärt sich auch die bläuliche Verfärbung beim Hitzschlag und die Atemnot ist zu verstehen, wenn man bedenkt, daß das zähflüssige, verlangsamte, im rechten Herzen stark angestaute Blut nur mühsam die freien Lungengefäßchen (Lungenkapillaren) zu passieren vermag, so daß der Gasaustausch in ihnen gehemmt und ein mehr oder weniger starker Sauerstoffmangel hervorgerufen wird.

Was die Heilmittel und Vorbeugungsmittel betrifft, so sind sie auch bei dieser Theorie die gleichen, wie wir sie bisher schon gekannt haben. Nimmt man an, daß bei dem Zustandekommen des Hitzschlages ausschließlich der große Wasserverlust des Organismus die Schuld trägt, so ergibt sich daraus, daß zu seiner Verhütung einerseits für eine möglichste Einschränkung der Wasserabgabe durch Schweiß, andererseits aber für einen rechtzeitigen Ersatz des abgegebenen Wassers gesorgt werden muß. In erster Linie ist die Lufttemperatur, die Tageszeit der Märsche, die Kleidung und Belastung usw. der Soldaten oder anderer Menschen zu berücksichtigen. Außerdem aber muß vor allen Dingen darauf geachtet werden, daß sich solche in vollem Training befinden, denn die Erfahrung lehrt, daß durch die allmähliche Trainierung des Körpers die Schweißabsonderung wesentlich vermindert wird. Deshalb läßt es sich nach Senftleben alljährlich beobachten, daß vorzugsweise Leute an Hitzschlag erkranken, die längere Zeit dem Dienste entzogen waren und sich deshalb nicht im Training befanden, wohin eingezogene Reservisten, Abkommandierte und Beurlaubte oder krank gewesene Soldaten zu rechnen sind. Ganz besondere Aufmerksamkeit ist aber auch auf die „Schlappen" zu legen, da die kräftigen Leute ihr Letztes daransetzen, um einer Blamage, wie sie glauben, zu entgehen.

Ein bedeutender Fortschritt gegen früher ist darin zu suchen, daß einer in der Hitze unter starker Anstrengung der

gesamten Körpermuskulatur marschierenden Truppe reichlicher Wassergenuß ermöglicht wird. Die Schlaffheit und die Schlappheit müssen nämlich schon als leichte Hitzschlaganfälle aufgefaßt werden. Für die Sanitätsmannschaften wird es von großer Wichtigkeit sein, daß diese der Schweißabsonderung eine ganz besondere Aufmerksamkeit schenken. Sobald nach vorangegangener sehr starker Schweißabgabe diese während des Weitermarschierens aufhört und die Haut anfängt trocken zu werden, ist der Augenblick gekommen, in welchem der betreffende Mann den Marsch zu unterbrechen hat, weil ein Aufhören der Schweißabsonderung das erste Anzeichen der schon erwähnten gefährlichen Blutleere der Schlagadern ist.

Neben der schleunigen Wasserzuführung durch den Mund werden Eingießungen von Wasser oder physiologischer Kochsalzlösung in den Darm oder Einspritzungen unter die Haut geraten. Daneben tritt aber Senftleben für den Aderlaß ein, der also damit wieder zu Ehren kommt, denn es ist ja bekannt, daß auch die Ärzte vor mehr als hundert Jahren bei ähnlichen Vergiftungserscheinungen in erster Linie den Aderlaß anwendeten.

Wir sehen somit, daß alle Leute, die einer reichlichen und schnellen Wasserentziehung ausgesetzt sind, wohin außer den Soldaten vor allen Dingen Touristen, Sportleute, Feldarbeiter und Arbeiter in vielen Betrieben, namentlich Heizer, gehören, gut tun, auf das Gesagte rechtzeitig im Interesse ihrer Gesundheit achtzugeben.

Für unsere Frauen.

Ein Frauenbrief aus schwerer Zeit.

In der „Neuen Zeit" veröffentlicht Franz Mehring „Neue Beiträge zur Biographie von Karl Marx und Friedrich Engels". Die Briefe stammen aus einer bösen Zeit. Karl Marx lebte nach der achtundvierziger Revolution mit seiner Familie in dürftigsten Verhältnissen. Wie es in der Familie Marx' damals aussah, ersehen wir aus einem wundervollen Brief, den Frau Jenny Marx schrieb und der gleichzeitig zeigt, welch bewundernswerte Frau das Leben ihres Mannes teilte, der der in physischer, geistiger und politischer Sklaverei lebenden Arbeiterschaft die Worte gegeben hat: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" Der Brief lautet:

Lieber Herr Weydemeyer! Bald ist ein Jahr verflossen, seit ich bei Ihnen und Ihrer lieben Frau eine so freundliche Aufnahme fand, seit ich mich in Ihrem Hause so heimisch und wohl fühlte, und in der ganzen langen Zeit habe ich kein Lebenszeichen von mir gegeben. Ich schwieg, als Ihre Frau mir so freundlich schrieb, ich blieb selbst stumm, als wir die Kunde von der Geburt Ihres Kindes erhielten. Dies Verstummen hat mich oft selbst gedrückt, aber ich war meistens unfähig, zu schreiben, und selbst heute noch wird es mir sehr schwer.

Allein die Verhältnisse zwingen mir die Feder in die Hand — ich bitte Sie, uns die von der Revue eingegangenen oder eingehenden Gelder so bald als möglich zu schicken. Wir haben sie sehr, sehr nötig. Es kann uns sicher niemand nachsagen, daß wir zu viel Wesens von dem gemacht haben, was wir seit Jahren geopfert und ertragen haben; das Publikum ist wenig oder fast nie mit unseren persönlichen Angelegenheiten behelligt worden. Mein Mann ist in diesen Dingen sehr empfindlich und er opfert lieber das Letzte auf, ehe er sich zu demokratischen Bettelei[en], wie die großen offiziellen Männer, hergeben sollte. Was er aber wohl von seinen Freunden, namentlich in Köln, erwarten konnte, war eine tätige energische Teilnahme für seine Revue. Diese Teilnahme konnte er vor allem da erwarten, wo seine Opfer für die „Neue Rheinische Zeitung" bekannt waren. Statt dessen ist das Geschäft durch nachlässigen und unordentlichen Betrieb gänzlich ruiniert worden, und man weiß nicht, ob die Verschleppung des Buchhändlers oder der Geschäftsführer und Bekannten in Köln, oder ob das Benehmen der Demokratie überhaupt am schädlichsten waren.

Mein Mann ist hier fast erdrückt worden von den kleinlichsten Sorgen des Lebens, und zwar in einer so empörenden Form, daß seine ganze Energie, das ganze, ruhige, klare, stille Selbstbewußtsein seines Wesens nötig waren, um ihn in diesen tödlichen, stündlichen Kämpfen aufrecht zu erhalten. Sie wissen, lieber Herr Weydemeyer, welche Opfer mein Mann der Zeitung brachte. Tausende flickte er bar hinein, das Eigentum der Zeitung übernahm er, beschwatzt durch die demokratischen Biedermänner, zu einer Zeit, wo schon wenig Aussicht mehr zur Durchführung da war. Um die politische Ehre des Blattes, um die bürgerliche Ehre der Kölner Bekannten zu retten, ließ er sich alle Lasten aufbürden, seine Maschine gab er hin, alle Einnahmen gab er hin, ja beim Fortgehen borgte er dreihundert Taler, um die Miete für das neugemietete Lokal, um die rückständigen Honorare für Redakteure usw. zu zahlen — und er war gewaltsam vertrieben. Sie wissen, daß wir von allem nichts für uns übrig behalten haben: ich kam nach Frankfurt, um mein Silberzeug zu versetzen, das letzte, was wir hatten; in Köln ließ ich meine Möbel verkaufen. Mein Mann ging, als die unglückliche Epoche der Kontrerevolution anbrach, nach Paris, ich folgte ihm mit meinen drei Kindern. Kaum in Paris eingewohnt, wieder vertrieben, mir selbst und meinen Kindern wird der längere Aufenthalt versagt. Ich folge ihm wieder übers Meer. Nach einem Monat wird unser viertes Kind geboren. Sie müßten London und die hiesigen Verhältnisse kennen, um zu wissen, was es heißt; drei Kinder und die Geburt eines vierten. Miete allein mußten wir monatlich 42 Taler bezahlen. Alles dieses waren wir imstande, aus eigenem aufgenommenem Vermögen zu bestreiten. Aber unsere kleinen Ressourcen erschöpften sich, als die Revue erschien. Trotz Übereinkunft trafen die Gelder nicht ein und dann in einzelnen kleinen Summen, so daß wir in die schrecklichsten Lagen gerieten.

Ich werde Ihnen nur einen Tag aus meinem Leben schildern, so wie er war, und Sie werden sehen, daß vielleicht wenige Flüchtlinge ähnliches durchgemacht haben. Da die Ammen hier unerschwinglich sind, so entschloß ich mich, trotz beständiger schrecklicher Schmerzen in der Brust und im Rücken, mein Kind selbst zu nähren. Der arme kleine Engel trank mir aber so viel Sorgen und stillen Kummer ab, daß er beständig kränkelte, Tag und Nacht in heftigsten Schmerzen lag. Seit er auf der Welt ist, hat er noch keine Nacht geschlafen, höchstens zwei bis drei Stunden. In der letzten Zeit kamen nun noch heftige Krämpfe hinzu, so daß das Kind beständig zwischen Tod und elendem Leben schwankte. In diesen Schmerzen sog er so stark, daß meine Brust wund ward und aufbrach; oft strömte das Blut in sein kleines bebendes Mündchen. So saß ich eines Tages da, als plötzlich unsere Hauswirtin erschien, der wir im Laufe des Winters über 250 Taler gezahlt hatten, und mit der wir kontraktlich übereingekommen waren, das spätere Geld nicht ihr, sondern ihrem Landlord auszuzahlen, der sie früher hatte pfänden lassen. Sie leugnete nun den Kontrakt und forderte fünf Pfund, die wir ihr noch schuldeten, und als wir sie nicht gleich hatten, traten zwei Pfänder ins Haus, belegten all meine kleine Habe mit Beschlag, Betten, Wäsche, Kleider, alles, selbst die Wiege meines armen Kindes und die besseren Spielsachen der Mädchen, die in heißen Tränen dastanden. In zwei Stunden drohten sie alles zu nehmen — ich lag dann auf der flachen Erde mit meinen frierenden Kindern, mit meiner wehen Brust. Schramm, unser Freund, eilt in die Stadt, um Hilfe zu schaffen. Er steigt in ein Kabriolett, die Pferde gehen durch, er springt aus dem Wagen und wird uns blutend in das Haus gebracht, wo ich mit meinen armen zitternden Kindern jammerte.

Den Tag darauf mußten wir aus dem Hause, es war kalt und regnerisch und trüb, mein Mann sucht uns eine Wohnung, niemand will uns nehmen, wenn er von vier Kindern spricht. Endlich hilft uns ein Freund, wir bezahlen und ich verkaufe rasch alle meine Betten, um die vom Skandal der Pfändung ängstlich gemachten Apotheker, Bäcker, Fleischer, Milchmann zu bezahlen, die plötzlich mit ihren Rechnungen auf mich losgestürmt kommen. Die verkauften Betten werden vor die Tür gebracht, auf eine Karre geladen — was geschieht? Es war spät nach Sonnenuntergang geworden, das englische Gesetz verbietet das, der Wirt dringt mit Konstablern vor, behauptet, es könnten von seinen Sachen dabei sein, wir wollten durchgehen in ein fremdes Land. In weniger als fünf Minuten stehen mehr als zwei- bis dreihundert Leute vor unserer Tür, der ganze Mob von Chelsea. Die Betten kommen zurück, erst am anderen Morgen nach Sonnenaufgang dürfen sie dem Käufer übergeben werden. Als wir nun so durch den Verkauf unserer sämtlichen Habseligkeiten in den Stand gesetzt waren, jeden Heller zu zahlen, zog ich mit meinen kleinen Lieblingen in unsere jetzigen zwei kleinen Stübchen im deutschen Hotel 1 Leicester Street, Leicester Square, wo wir für 5½ Pfund die Woche menschliche Aufnahme fanden.

Verzeihen Sie, lieber Freund, daß ich so breit und weitläufig selbst nur einen Tag unseres hiesigen Lebens Ihnen geschildert habe; es ist unbescheiden, ich weiß es, aber mein Herz strömte heute abend in meine zitternden Hände und ich mußte einmal mein Herz ausschütten vor einem unserer ältesten, besten und treuesten Freunde. Glauben Sie nicht, daß mich diese kleinlichen Leiden gebeugt haben, ich weiß nur zu gut, wie unser Kampfen kein isoliertes ist und wie ich namentlich noch zu den auserwählt Glücklichen, Begünstigten gehöre, da mein teurer Mann, die Stütze meines Lebens,